

Krieg und gesellschaftliche Differenzierung

War and the Institutional Differentiation of Modern Society

Barbara Kuchler*

Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Postfach 100131, 33501 Bielefeld, Germany
barbara.kuchler@uni-bielefeld.de

Zusammenfassung: Viele Besonderheiten von Kriegen der jüngeren Zeit können zusammenhängend begriffen werden, wenn sie mit Hilfe der soziologischen Systemtheorie analysiert und auf die Differenzierungsform der Gesellschaft bezogen werden. In der funktional differenzierten Gesellschaft wird der sozialstrukturelle Ort von Krieg und Kriegstruppen enger zugeschnitten, stärker ausdifferenziert und stärker funktional spezifiziert als in vormodernen Gesellschaften. Die Rekrutierungsbasis für Kämpfer kann, im Einklang mit dem allgemeinen Inklusionstrend der Moderne, mit dieser Umstellung gleichwohl breiter werden. In der Folge ergeben sich typische Probleme der Rollenkombination und -kompatibilisierung. Eine spezielle Variante von Inklusion stellen irreguläre Kriegstruppen dar, die die autonome, staatsferne, vom Publikum des politischen Systems ausgehende Inklusion in Kriege betreiben. Auch die Problematik ziviler Kriegsoffer und die allgemein verbreitete Negativwertung von Krieg kann mit Blick auf das Differenzierungs- und Inklusionstheorem besser verstanden werden.

Schlagworte: Gesellschaftstheorie; Systemtheorie; Krieg; Gewalt; Militär; Zivil-militärische Beziehungen; Funktionale Differenzierung.

Summary: Many features of recent wars can be understood along the lines of a theory of society and institutional differentiation. Armed conflicts and armed forces partake in the trend toward the more pronounced structural differentiation and functional specification observable in various institutional domains, here most relevantly in the domain of politics. Notwithstanding the delimited structural location of wars, war personnel can be recruited from an entire populace according to the universalistic principles of modern society; but soldiers and other combatants will often hold roles in further institutional contexts as well, which gives rise to typical problems of the multiple inclusion and mutual (in)compatibility of roles. Irregular combatants can be seen to pursue an autonomous, non-governmental, "grassroots" inclusion in war. Last but not least, the issues of civilian casualties and the wide-spread public aversion to war can be interpreted according to the double theorem of inclusion and institutional differentiation.

Keywords: Theory of Society; Systems Theory; War; Violence; Military; Civil-military Relations; Institutional Differentiation.

1. Einleitung

Kriege, immer schon ein „Chamäleon“ (van Creveld 1998: 212), haben ihre Gestalt in den letzten Jahrzehnten nochmal massiv gewandelt. Altbekannte Formen der Kriegführung, vor allem regulär geführte zwischenstaatliche Kriege, sind selten geworden, stattdessen dominieren Bürgerkriege, „Neue Kriege“ und asymmetrische Kriege das glo-

bale Kriegsgeschehen. Manche sehen hier vor allem das Neue, den Bruch mit der alten, klassisch modernen Ordnung der Kriegführung (etwa Kaldor 2000; Münkler 2004, 2006). Andere sehen im Neuen wieder das ganz Alte, nämlich überkommene, seit Jahrtausenden übliche Formen von Kriegführung, die fließend in Plünderung, Bereicherung, Übergriffe auf Wehrlose übergehen (Schlichte 2006; Chojnacki 2007; Langewiesche 2009). Um hier soziologisch scharf zu sehen, braucht man gut eingestellte Instrumente. Diese können in der Relationierung von Kriegsformen auf basale Gesellschaftsstrukturen wie die Form der Systemdifferenzierung, die typische Anordnung von Rollenarrangements und die dominierenden Inklusions- oder Exklusionsprinzipien gefunden werden.

* Dieser Text ist ein komprimierter und rearrangierter Teil meiner Dissertation (Kuchler 2013). Für Hinweise zum gesamten Text danke ich André Kieserling, Bettina Heintz, Volker Kruse, Hartmann Tyrell, Tobias Werron, Marion Müller, Klaus Dammann und Maja Apelt, für Hinweise zu dieser Aufsatzfassung den Gutachtern und Herausgebern der ZfS.

Dieses Vorgehen ist in der Kriegssoziologie noch relativ unüblich, in anderen Spezialsoziologien aber vielfach bewährt. So können beispielsweise die Probleme, Chancen und Verwerfungen heutiger Familien besser verstanden werden, wenn man sie im Zusammenhang mit grundlegenden Strukturmustern der modernen Gesellschaft sieht – etwa der Trennung der Sphären privat/öffentlich und der Neubegründung der Familie als Raum der Intimkommunikation; der zunehmenden funktionalen Spezifikation sozialer Einrichtungen, hier der Konzentration auf Intim- und Reproduktionsfunktionen; der Schwächung traditionaler askriptiver Strukturen, hier der Schwächung von Arrangements der Partnerwahl und der Freigabe von Heirats- und Trennungsentscheidungen an die beteiligten Individuen; sowie der Problematik der Rollendifferenzierung und -rekombination, hier in Gestalt der Mehrfachinklusion nicht nur des Mannes, sondern auch der Frau in Berufs- und Familienrollen. Auf diese Weise kann die Familiensoziologie den Möglichkeits- und Problemraum moderner Familien ausleuchten und einen belastbaren Rahmen für die Analyse von Einzelproblemen bereitstellen. Im selben Sinn kann vielleicht auch die Kriegssoziologie ihr Urteil über beobachtete Sachverhalte an allgemeinen gesellschaftstheoretischen Aussagen kontrollieren. Um dieses Projekt in Angriff zu nehmen, kann man auf die Theorie funktionaler Differenzierung von Niklas Luhmann zurückgreifen. Die Systemtheorie hat ihr Potential in Bezug auf das Themenfeld Krieg bisher kaum entfaltet; abgesehen von vereinzelt Ansätzen (Kruse 2009) hat sie sich mit Beiträgen zu Themen wie Krieg und internationale Politik nicht hervorgetan.¹ Sie ist jedoch mit Figuren wie struktureller Differenzierung, funktionaler Spezifikation, Autonomie und Inklusion gut für diese Aufgabe gerüstet, und sie wird dabei ihre bekannten Stärken und Schwächen – hohe analytische Durchdringungskraft bei geringer historischer Tiefenschärfe – zur Geltung bringen.

¹ Luhmann selbst schreibt dazu so gut wie gar nichts. Andere Systemtheoretiker haben sich mit angrenzenden Themen wie Gewalt allgemein (Baecker 1996), Völkermord (Dammann 2001; 2003), Terrorismus (Japp 2003; 2006) und Militär (Tremel 1995; Schubert 2001; Kohl 2009) beschäftigt oder sich um die Definition des Verhältnisses zwischen Systemtheorie und der politikwissenschaftlichen Theorie Internationaler Beziehungen bemüht (Albert & Hilkermeier 2004; Albert & Buzan 2010; Albert et al. 2010), ohne dass sich dies bereits zu einer überzeugenden Soziologie des Krieges summieren würde. Matuszek (2007) kommt dem Titel nach diesem Anspruch am nächsten, driftet aber in der Durchführung in eher philosophische Fragen ab.

In diesem Profil von Stärken und Schwächen unterscheidet sich die Systemtheorie vom angelsächsischen Ansatz der Kriegssoziologie, der stärker historisch-konkret arbeitet. Autoren dieser Schule haben insbesondere den Zusammenhang zwischen Krieg und dem modernen Staat untersucht und die engen, in beide Richtungen laufenden Wechselwirkungsprozesse zwischen beiden herausgearbeitet (Tilly 1975, 1985, 1990; Hall 1984; Giddens 1987; Shaw 1984, 1987, 1988, 1991; Malesevic 2010). Wichtige Befunde dieser Autoren können und müssen aufgenommen werden, aber der Interpretationsrahmen ändert sich, wenn Kriegsformen nicht mehr nur zu Staatsformen, sondern zu Gesellschaftsformen in Bezug gesetzt werden. Der Horizont des Betrachteten wird erweitert, die Anschlussfähigkeit an allgemeine Theoriebildung verbessert und die Chance gesteigert, einen Kompaktzugriff auf die typische Gestalt von „modernen Kriegen“ – in all ihrer Diversität und Heterogenität – zu finden, so wie die Familiensoziologie einen Zugriff auf „die moderne Familie“ gefunden hat.

Der Preis dafür ist eine Verengung oder Vereinseitigung der beobachteten Zusammenhänge. Während die Autoren der angelsächsischen Schule zirkuläre Konstitutionszusammenhänge zwischen Staat und Krieg betonen („war made the state, and the state made war“; so Tilly 1975: 42), wird man bei einem gesellschaftstheoretischen Zugriff Kriegsformen überwiegend als abhängige Variable in den Blick bekommen. Die Gesellschaft als ganze ist immer größer, fundamentaler und „primärer“ als ein Sektorproblem wie Kriegführung. Das schließt es nicht aus, auch nach Bedingungsbeziehungen in der umgekehrten Richtung zu fragen, aber dies wird zu einer Spezialfrage, die nicht im gleichen Maß die Analyse trägt wie bei der angelsächsischen Kriegssoziologie.² Je größer der Kontext, in den ein bestimmtes Phänomen gestellt wird, desto ein-

² Sicherlich sind „Geburtshelferfunktionen“ denkbar, so wie etwa totale Kriege dem in funktionaler Differenzierung angelegten Prinzip der Inklusion von Menschen aller Schichten, Rassen, Geschlechter in alle Rollenbereiche der Gesellschaft mit zum Durchbruch verholfen haben. Auch ist es denkbar, dass die Organisation von Kriegstruppen die Bifurkation stratifizierter Gesellschaften in Adelsgesellschaften und Reiche mitbedingt hat. Weiter mag der Effizienzverlust der ritterlichen Kampfweise und die militärische Überlegenheit der Landsknechte im späten Mittelalter nicht nur ein Symptom, sondern auch eine Mitursache des Bröckelns der europäischen Feudalgesellschaft gewesen sein. All diese Aspekte werden unten in den entsprechenden Abschnitten noch einmal kurz angesprochen.

seitiger die Bedingungsrichtung, die ins Blickfeld tritt.³

Im Folgenden wird schlaglichtartig ein Strang von Fragen herausgegriffen, der mit systemtheoretischen Mitteln bearbeitbar ist.⁴ Die leitende Frage ist, welche Subsysteme (oder Subsysteme) einer Gesellschaft für Kriegführung zuständig sind und wie sich dies auf die Formen der Kriegführung auswirkt. Die Frage nach Systemdifferenzierung wird dabei durch die Frage nach Rollenzuschnitten ergänzt und operationalisiert, da Rollen sich besser beobachten lassen als Systemgrenzen, jedoch mit ihnen zusammenhängen. Man wird mithin darauf achten müssen, woher Personen für Kämpferrollen rekrutiert werden, wie diese ansonsten rollenmäßig verortet sind und was das für ihre Teilnahme an Kriegen bedeutet. Es wird sich zeigen, dass der sozialstrukturelle Ort von Krieg im Lauf der Gesellschaftsgeschichte immer kleiner und spezifischer zugeschnitten wird, ohne dass damit zwingend die Rekrutierungsbasis sich verkleinert, und dass einige typische, in jüngeren Kriegen zu beobachtenden Besonderheiten wie die wachsende „casualty phobia“ westlicher Staaten oder die Prominenz von Guerrillatruppen und anderen irregulären Kriegsparteien als Niederschlag typisch moderner Inklusions- und Mehrfachinklusionsprobleme verstanden werden können.

Um Strukturmerkmale moderner Kriege scharf in den Blick zu bekommen, müssen kontrasthalber auch andere, vormoderne Gesellschaftsformen betrachtet werden, auch wenn dies nur sehr grob und holzschnittartig geschehen kann und dem historischen Material nicht einmal ansatzweise gerecht wird. Das Verhältnis von allgemeiner Theoriebil-

dung und historischer Empirie ist problematisch; manche schlagen hier kausale „Brücken“ vor, das Operationalisieren von Theorie als Identifikation zentraler Kausalfaktoren und kausaler Mechanismen (Mahoney 2004). Da Luhmann aber Kausalität als Grundkategorie soziologischer Analyse mit guten Gründen ablehnt (Luhmann 1970a 1973: 196ff.), läuft der Zugriff in systemtheoretischen Analysen eher über die Figur funktionaler Äquivalente, d. h. austauschbarer, aber nicht beliebig, sondern limitiert austauschbarer Kausalitäten.

Alle Gesellschaften sehen sich vor das Problem gestellt, wie Kämpfer für eventuell zu führende Kriege rekrutiert werden. Für die Lösung dieses Problems gibt es einige wenige, verschiedenartige Grundstrategien (kurz gesagt: inklusiv oder exklusiv, an sozialem Rang orientiert), die in Abhängigkeit von breiteren Gesellschaftsstrukturen realisiert werden. Jede Lösung geht mit Folgeproblemen einher, für die wiederum Lösungen gefunden werden müssen und die die typischen Problematiken von Kriegen in der entsprechenden Gesellschaft begründen. So führt z. B. die moderne Lösung einer prinzipiell inklusiven Rekrutierung zum Folgeproblem der Mehrfachinklusion von Kämpfern und ihrer dadurch begrenzten Einsetzbarkeit, weiter zum Folgeproblem autonomer Selbstrekrutierung irregulärer Kämpfer zu selbstgewählten, nicht staatlich veranlassten Kriegen. Solche Zusammenhänge lassen sich nicht im strengen Sinn kausal abbilden und verifizieren, sie vermitteln aber in ihrer Gesamtheit ein strukturiertes Bild von der Ordnung ansonsten isoliert aufscheinender Sachverhalte.

2. Kriegführung in vormodernen Gesellschaften

In den einfachsten bekannten Gesellschaften, Stammesgesellschaften, ist das Kriegführungspotential weitgehend gleichmäßig in der Gesellschaft verteilt: Alle Teilsysteme, nämlich alle Segmente (Dörfer, Clans usw.), sind kriegführungsfähig, können sich bei Bedarf verteidigen oder andere Einheiten angreifen. Auch innerhalb der Segmente ist die Kriegsfähigkeit weitgehend dispers verteilt und wird nur entlang von Alters- und Geschlechtlinien zugewiesen: „In stateless tribes [...] all men are warriors“, schreibt Andreski (1968: 39) in seiner klassischen Studie (vgl. van Creveld 1998: 94).⁵ Gesellschaften

³ Es fällt auf, dass ein anderer in jüngerer Zeit ausprobiert Ansatz, der dies nicht berücksichtigt, sondern nach „Konstitutionsfunktionen“ von Krieg für die Gesellschaft insgesamt fragt (Spreen 2008), den Bogen zu überspannen und im Niemandsland zwischen hochabstrakter Fragestellung und historischer Deskription zu versickern scheint.

⁴ Es handelt sich somit nicht um eine komplett durchgeführte Analyse (dafür Kuchler 2013), sondern um einen schlaglichtartigen Zugriff. Weitere Problemstränge, die von derselben Theoriebasis aus bearbeitet werden können, sind etwa die Frage der zunehmenden funktionalen Spezifikation von Kriegführung und der gelockerten Kopplung politischer und ökonomischer Kriegsziele, die Frage der Betroffenheit des nicht kämpfenden, nur passiv involvierten „Rests“ der Gesellschaft – der Zivilisten, wie sie heute genannt werden – oder auch die Frage der zunehmenden Entscheidungsabhängigkeit insbesondere bei der Beendigung von Kriegen, infolge der Auflösung unhinterfragbarer, konsensuell erlebbarer Selbstverständlichkeiten.

⁵ Die geschlechtsmäßige Zuweisung, d. h. die Reservierung von Kämpferrollen für Männer, ist mehr oder weniger gesellschaftsuniversal zu finden und gilt, trotz aller

dieses Typs realisieren mithin eine inklusive oder „demokratische“ Form der Rekrutierung für Kriegerrollen (Rapoport 1990: 425ff.), mit der sich hohe Mobilisierungsraten erreichen lassen (Helbling 2006: 64f.). In den meisten Fällen führen dabei Segmente ein- und derselben Gesellschaft gegeneinander Krieg (Malinowski 1941; Wimmer 1996: 168ff.; Helbling 2006: 16); Kriegszüge gegen externe, sozial und geographisch weit entfernte Einheiten kommen seltener vor, typisch werden vielmehr ähnliche, reziprozitätsfähige Einheiten als Gegner bevorzugt (Broch & Galtung 1966: 42; Siverts 1975: 666). Wie die Segmente der Gesellschaft vielfach ineinander verschachtelt und „pyramidal“ aufeinandergeschichtet sein können (Durkheim 1893: 233; Luhmann 1997: 639), so sind auch Kriege oder gewaltsame Konflikte oft auf verschiedenen Größenordnungen möglich: Nicht immer gibt es eine scharfe Abgrenzung zwischen Krieg und Familienfehden oder inter-individuellen Streitigkeiten (Hasluck 1967: 386f.; Karsten 1967; Chagnon 1968: 125), und gewaltsame Konflikte auf verschiedenen Größenordnungen werden von ethnologisch oder anthropologisch orientierten Autoren oft gemeinsam und unter denselben Begriffen behandelt (z. B. Turney-High 1949; Trotha 1987).

Die Kriegerrolle ist unter diesen Bedingungen keine ausdifferenzierte Spezialistenrolle, sondern ein Bestandteil des Rollenbündels, das jeder erwachsene Mann selbstverständlich innehat (allgemein zu fixen Rollenkombinationen in Stammesgesellschaften Nadel 1957: 66ff.; Luhmann 1970b: 155f.). Die für Krieg benötigten Fertigkeiten überschneiden sich teils mit den für sonstige Tätigkeiten (Jagd) nötigen Fertigkeiten, und das durch Auszeichnung im Krieg gewonnene Prestige kann in andere Rollenbereiche übertragen und etwa bei der Wahl von Heiratspartnern nutzbar gemacht werden (Turney-High 1949: 145ff.; Helbling 2006: 52). Mit Rollenkonflikten zwischen verschiedenen Teilen des Rollenbündels ist nicht zu rechnen: Die verschiedenen (Teil-)Rollen werden einfach nacheinander – jede zu ihrer Zeit – eingenommen, der Übergang wird durch „rites de passage“ markiert, und durch die kurze Dauer von Kriegszügen (gemessen in Tagen oder höchstens Wochen) wird sichergestellt, dass andere Rollen wie Familien- und Ernährerrollen nicht übermäßig beeinträchtigt werden. Es gibt mithin in Stammesgesellschaften so gut wie keine Aus-

differenzierung des Kriegspotentials, dieses ist vielmehr integral in sonstige gesellschaftliche Vollzüge eingebettet.⁶ Das Kriegführungspotential der Gesellschaft wird nicht durch Subsystembildung ausdifferenziert, sondern nur in der Zeitdimension gelegentlich aktiviert und dann wieder deaktiviert.

Demgegenüber ist in stratifizierten Gesellschaften die Zuständigkeit für Kriegführung stärker konzentriert: Sie liegt prinzipiell bei der Oberschicht als dem dominierenden und anspruchsvollen Aufgaben an sich ziehenden Teilsystem. Dies ist jedoch in zwei sehr verschiedenen Varianten – mit vielfältigen Misch- und Übergangsformen – möglich. In manchen Gesellschaften, etwa Feudalgesellschaften, übernimmt der Adel die Aufgabe der Kriegführung eigenhändig: Es gibt „Adelskrieger“ in Gestalt von Rittern oder Samurai, die die Kriege ihrer politischen Einheiten selbst ausfechten und ein „Monopol der Waffenträgerschaft des Adels“ beanspruchen (Senghaas 1969: 22). Dagegen verfügen vormoderne Reiche über ein stehendes Heer, das aus Spezialisten für Gewaltausübung (Soldaten) besteht, während andere Teile des Reiches auf „zivile“ Aufgaben wie Politik, Verwaltung, Rechtsprechung, Priesterschaft usw. spezialisiert sind. Das Heer wird zwar oft aus unteren Gesellschaftsschichten *rekrutiert* (oft zwangsweise, etwa durch Zugriff auf Sklaven oder schlichten Menschenraub, teils auch durch Anwerbung Freiwilliger), wird dann aber dem Herrschaftszentrum zugeordnet: Die Rekruten werden ihrem Herkunftskontext entfremdet und unter Auslöschung ihrer alten Identität in eine eigene korporative Gruppe mit hohem Status, diversen Privilegien und symbolischer Assoziation mit dem Herrscher transformiert (Coser 1974: 40ff.; Ralston 1990: 44f.; Keegan 1995: 64ff.; Campbell 1999: 255ff.).⁷

⁶ Bahrdt (1987: 13f.) formuliert dies anschaulich so, dass „alle erwachsenen Männer, die auch sonst im ‚Männerhaus‘ zusammensitzen, unter Führung ihres Clan-Chefs, der auch sonst die Führung innehat, unter Mitnahme von Ackergeräten, Küchenmessern, Grillspießen und Jagdwaffen sich auf den Weg zum feindlichen Stamm machen, und zwar auf den Wegen, die sie von der Jagd her kennen, auf den Füßen, auf denen sie auch sonst laufen, sich verpflegend aus mitgenommenen Vorräten der jeweiligen Familienhaushalte [...]. In diesem Fall gibt es faktisch keine ‚Ausdifferenzierung‘. Die Gesellschaft erledigt eine ‚militärische Aufgabe‘ als ganze [...] mit Hilfe derselben Ressourcen, technischen Mittel und Informationen und in derselben organisatorischen Gliederung, die auch in friedlichen Zeiten eingesetzt werden.“ Vgl. auch Weber 1910: 204.

⁷ Dies gilt nicht zwingend für alle eingesetzten Truppen, wohl aber häufig für deren „harten Kern“. Zusätzlich kann bei Bedarf auf Söldner, angeheuerte grenznahe Stäm-

Gleichberechtigung, weitgehend auch noch für das heutige Militär (van Creveld 1998: 264ff.). Ausnahmen finden sich etwa in modernen Guerrillabewegungen; s. unten Abschnitt 4.

Diese beiden idealtypischen Modelle spannen das Feld der Alternativen auf, in dem stratifizierte Gesellschaften sich bewegen. Je nach konkreter Ausprägung können auch Misch- und Zwischenformen realisiert werden, so etwa im antiken Griechenland und der römischen Republik von oben her ansetzende Kriegsdienstpflichten, die aber in der sozialen Hierarchie recht weit nach unten reichen und alle Freien umfassen. Dies hat den Effekt, dass sehr hohe Mobilisierungsraten erreicht werden können, während bei einer engen Oberschichtrekrutierung der Anteil aktiver Kämpfer klein ist. Nichtsdestotrotz bleibt das leitende Prinzip bei der Rekrutierung von Kriegspersonal die soziale Rangordnung. Die Truppen weisen interne Statusdifferenzierungen auf, die den Rangabstufungen innerhalb der Gesellschaft folgen: Die höchsten Waffengattungen (meist Kavallerie oder Streitwagen) werden von den ranghöchsten Gruppen gestellt, niedrigere Waffengattungen (Fußtruppen) von niedrigeren Gruppen. Das Prinzip der Hierarchie, der Oben/Unten-Ordnung, gibt den Rahmen und Orientierungspunkt für die Rekrutierung und Organisation von Kriegstruppen ab.

Für die unteren Schichten heißt dies im glücklichen Fall, dass sie von Kriegführung weitgehend ferngehalten werden. Aktive Beiträge zur Kriegführung werden ihnen meist nicht aberverlangt; verbreitet ist das Verständnis, dass die Unterschicht bäuerlich und nicht politisch lebt und mit dem Kriegsgeschehen allenfalls passiv, als Opfer, zu tun bekommt. Für die Antike formuliert Aron (1958: 7f.): „work was the duty of slaves, and free men were available for war“. Generell herrscht eine gewisse Scheu vor der Bewaffnung unterer Schichten und der Gefahr für die gesellschaftliche Ordnung, die das bedeuten könnte (Brunner 1970: 302f.). Die Mobilisierung der Unterschicht für die Abwehr von Bedrohungen gilt als letztes Mittel, und auch dann werden Unterschichtangehörige meist nur für Hilfsdienste wie das Anlegen von Gräben und Befestigungen herangezogen, nicht für den Waffendienst (Pokora 1978: 208; Schmidtchen 1987: 451; Ferguson 1999: 399).⁸ Mit der Entscheidung für das Strukturprin-

me oder ein allgemeines Aufgebot zurückgegriffen werden, wie generell ein gewisser „Eklektizismus“ in der Nutzung von Strukturen für Reiche typisch ist (Eisenstadt 1953: 23, 131; Andreski 1968: 48f.).

⁸ Im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit, als zunehmend Landsknechte anstelle der ritterlichen Kavallerie den militärisch entscheidenden Kern der Truppen ausmachten, deutete sich eben darin schon das Kippen dieser Ordnung und Brüchigwerden dieser Differenzierungsform an.

zip der Stratifikation schrumpft das Rekrutierungspotential einer Gesellschaft mehr oder weniger stark zusammen, der Zugang zu Kämpferrollen wird „de-demokratisiert“ (Rapoport 1990: 425ff.) und sozial exklusiv geregelt. Andreski (1968) hat dies in dem Gesetz formuliert, dass der Anteil der militärisch Aktiven („military participation ratio“) in einer Gesellschaft umso niedriger ist, je steiler diese stratifiziert ist. Wie die antiken Gesellschaften zeigen, kann dies bei geschickter Anwendung immer noch sehr hohe Mobilisierungsraten zulassen, jedoch bleibt das Grundprinzip das der Rekrutierung nach Rang und damit nach einem sozial exklusiven Prinzip.

Der Zuschnitt von Kämpferrollen fällt in Adelsgesellschaften und Reichen sehr unterschiedlich aus. In Ersteren ist die Übernahme von Kriegsaufgaben ein selbstverständlicher Bestandteil der Rolle des (männlichen) Oberschichtangehörigen, und die Kämpfer werden für ihren Einsatz nicht entlohnt, abgesehen von Anteilen an eventueller Beute, die ihnen bei erfolgreichem Kriegsausgang zustehen. Kriegstruppen finden sich aus gegebenem Anlass zusammen und lösen sich nach Beendung des Krieges – oder auch in der Winterpause – wieder in einen Latenz- oder Friedenszustand auf. Führungspositionen im Krieg müssen in Übereinstimmung mit der allgemein-gesellschaftlichen Statushierarchie besetzt werden.⁹ Allgemeine Über-/Unterordnungs-Verhältnisse und Loyalitätspflichten werden direkt in den Bereich der Kriegführung hinein übertragen: In Feudalgesellschaften folgt der Vasall seinem Herrn, und in der griechischen Antike sind die Hopliten, die in der Phalanx eine enge, lückenlose Kampfformation aufrechterhalten müssen, auch im normalen Leben „Nachbarn“, nämlich Bürger derselben Stadt (Ferguson 1999: 399).

Im Gegensatz dazu stellen die Heere vormoderner Reiche mehr oder weniger gut ausdifferenzierte Organisationen oder mindestens Korporationen dar, die eigene Strukturen und Hierarchien hervorbringen und von außermilitärischen Statusverteilungen und Bindungskräften jedenfalls teilweise abgekoppelt sind. Dies entspricht dem typischen Entwicklungsstand von Reichseliten, die teilautonom, aber noch nicht zu voller institutioneller Autonomie ent-

⁹ In der semantischen Tradition dieser Gesellschaften werden deshalb oft politische Macht und kriegerische Effektivität einer Person miteinander vermischt; man denke an die zahllosen Geschichten und Sagen, die den König in irgendeiner Weise als besonders starken oder mutigen Kämpfer, sein Schwert als besonders schlagkräftig, unbezwingbar usw. darstellen.

wickelt sind (Eisenstadt 1964; Abrutyn 2009: Kap. 5; Abrutyn 2013).¹⁰ Von dieser Entwicklungsstufe an können die Begriffe „Militär“ und „Soldat“ vollgültig angewandt werden, und viele typische Merkmale moderner Organisationen sind bereits sehr weitgehend entwickelt. Das Militär kann deshalb als Pionier der Organisationsentwicklung angesehen werden: So kennen die Heere vormoderner Reiche eine klare Unterscheidung von Mitgliedern und Nichtmitgliedern und eindeutige Akte der Aufnahme ins und Entlassung aus dem Militär; sie führen die geregelte Bezahlung der Kämpfer und die zentrale Bereitstellung von Waffen und Ausrüstungsgegenständen ein – die Trennung des Kämpfers von den „Destruktionsmitteln“ (analog zur Trennung des Arbeiters von den Produktionsmitteln); sie institutionalisieren die Trennung von Organisationszweck und Motiv des einzelnen Mitglieds, d. h. die routinemäßige Indifferenz der Soldaten gegenüber den Zielen des von ihnen ausgefochtenen Kriegs.¹¹

Schließlich unterscheiden sich Adelsgesellschaften und Reiche auch in der räumlichen Ordnung von Kriegen. In Adelsgesellschaften bekriegen sich meist Fraktionen derselben Oberschicht – feudale Herrschaftsbezirke oder Stadtstaaten –, und diese tun sich nur in besonderen Fällen für einen Krieg nach außen zusammen. Auch hier können, ebenso wie in Stammesgesellschaften, Kriege teils fließend in Privatkriege oder Fehden zwischen Individuen übergehen, oder eventuell auch in abgeschwächte Spielformen wie Ritterturnier oder Kampfsport. Dagegen führen Reiche vorzugsweise Kriege gegen „Barbaren“ außerhalb der Reichsgrenzen oder in den Randzonen, während das Reich sich als intern pazifizierter Herrschaftsraum versteht. Es gilt das Prinzip der Zentrum/Peripherie-Differenzierung: ein starkes Zentrum umgeben von einem nach außen ausfransenden Ring beherrschter Gebiete (Giddens 1987: 49ff.). Natürlich kann es auch im Inneren des Reiches gelegentlich Aufstände und Unruhen

geben, die dann ebenfalls durch das Militär bekämpft werden; und in den Grenzgebieten kann ohnehin die Frage, was intern und was extern, was schon befriedetes Gebiet und was noch Außenzone, was Aufstandsbekämpfung und was Eroberungskrieg ist, gelegentlich zerfließen (Ferguson 1999: 405).

Adelsgesellschaften und Reiche sind somit in wichtigen Hinsichten geradezu gegensätzlich organisiert. Beide folgen als Ganze dem Prinzip stratifikatorischer Differenzierung, aber sie unterscheiden sich in der Art der Binnendifferenzierung ihres dominierenden Teilsystems (Adel bzw. Herrschaftszentrum). Dieses ist im Fall von Adelsgesellschaften in sich segmentär, aber nicht funktional differenziert, im Fall von Reichen dagegen funktional, aber nicht segmentär differenziert.¹² Die Bifurkation in genau diese zwei Kombinationen von Differenzierungsformen ist ein Umstand, dessen Bedeutung über das Themenfeld Krieg hinausgeht und der nicht nur darauf zurückgeführt werden kann. Trotzdem lässt sich diese Bipolarität von der Problematik der Kriegführung her verständlich machen: Wenn das Kriegspotential innerhalb der Oberschicht bzw. des Adels dispers verteilt ist, kann jede noch so kleine Einheit sich selbst verteidigen und zu eigenen Zwecken ihre eigenen Kriege führen – es wird mithin starke Zentrifugalkräfte geben und nur schwache Motive zur Treue gegenüber einem Zentralherrscher. Umgekehrt kann die Konzentration des Kriegspotentials in einem spezialisierten Heer unter dauernder Kontrolle eines Zentralherrschers die Eroberung und Pazifizierung großer Gebiete ermöglichen und damit die Überwindung des Prinzips der Segmentierung. Diese beiden in sich stabilen Kombinationen decken das Feld real existierender stratifizierter Gesellschaften ziemlich weitgehend ab.¹³

¹² Jedenfalls gibt es deutliche *Ansätze* funktionaler Differenzierung innerhalb des Herrschaftszentrums, wenn auch in starker Vermischung mit Schichtungselementen, die auf gesamtgesellschaftlicher Ebene ohnehin den Primat haben. Zusätzlich gibt es in Reichen neben dem aus funktional spezialisierten Teilleiten bestehenden Herrschaftszentrum meist auch noch einen dezentral ansässigen Adel, der als zweite Kraft immer in Rechnung zu stellen ist (Luhmann 1997: 675).

¹³ Es gibt einige abweichende Fälle, die sich aber als Mischformen aus den „reinen“ Typen begreifen lassen und kein drittes, ganz andersgeartetes Strukturmuster konstituieren. Dazu gehören etwa eine Handvoll von territorial weit ausgedehnten Reichen mit Kriegeradel statt stehendem Heer, wie etwa das Persische Reich (Briant 1999), sowie das klassische Indien, das mit der Ksatrya-Kaste über einen Kriegeradel verfügt, der aber nicht die gesamte

¹⁰ Neben organisationseigenen Strukturen findet sich in den Heeren von Reichen oft eine Abstützung auf primordiale, askriptive Strukturen, etwa die Reservierung von Führungspositionen für Oberschichtangehörige oder die Zusammenfassung von Personen aus denselben Herkunftsregionen in denselben Einheiten, um sich primordiale Bindungskräfte zunutze zu machen. Ein gewisser „Eklektizismus“ in der gleichzeitigen Nutzung von zentralisierten, ausdifferenzierten Strukturen und traditionellen, nicht ausdifferenzierten Strukturen ist für Reiche typisch (Eisenstadt 1953: 23).

¹¹ Zu Analogien zu Produktionsbetrieben in der Industrie: Janowitz 1960: 26f.; van Doorn 1965.

3. Kriegführung unter Bedingungen von Inklusion und Mehrfachinklusion

Mit dem Übergang zur modernen Gesellschaft verschiebt sich – bei langer Konstanz der Oberfläche – der sozialstrukturelle Ort von Krieg von einem schichtmäßig auf ein funktional gebildetes Teilsystem: das politische System. Kriege docken mit ihrer Konfliktentscheidungsfunktion an das politische System mit seiner Funktion des kollektiv bindenden Entscheidens an, und mit ihrer Gewaltförmigkeit auch an das Medium Macht und den dazugehörigen symbiotischen Mechanismus der Gewalt (vgl. Luhmann 1970b, 1988, 2000, 2010). Kriege sind jetzt ein primär politisches Geschehen, und das Militär als unmittelbarer Kriegführungsapparat bildet sich als Subsystem (oder Subsystem) des politischen Systems bzw. seiner Segmente, der Staaten, aus.¹⁴ Das politische System ist in sich bereits nach recht komplexen Linien differenziert, es kombiniert Elemente segmentärer, funktionaler und hierarchischer Differenzierung zu einer komplexen Gesamtkonstellation.

Mit der Ankopplung ans politische System wird der sozialstrukturelle Ort von Krieg schärfer konzentriert als je zuvor. Er liegt jetzt bei einem von etwa einem Dutzend prinzipiell gleichrangiger Teilsysteme der Gesellschaft, während es in Stammesgesellschaften alle Teilsysteme waren und in stratifizierten Gesellschaften immerhin noch das maßgebliche und repräsentative Teilsystem. Trotzdem (oder gerade deshalb) wird aber die Beteiligung von *Personen* an

Oberschicht, sondern nur einen – funktional spezialisierten – Teil davon ausmacht.

¹⁴ Damit ist die in der systemtheoretischen Diskussion gelegentlich vertretene These bestritten, das Militär sei ein eigenes Funktionssystem der Gesellschaft (Trembl 1995; Schubert 2001; Kohl 2009). Diese These scheint mir eher ein Produkt überschüssiger Funktionssystemkonstruktions-Energien als eine adäquate Behandlung des Sachproblems zu sein. Gegen den Status von Militär als eigenem Funktionssystem spricht die enge Bindung an das politische System in der Verfügung über massierte Gewaltmittel, die – systemtheoretisch gesprochen – den symbiotischen Mechanismus des Mediums Macht ausmachen und deshalb nicht getrennt von ihm in einem eigenen System lokalisiert sein können, die Unselbständigkeit des Militärs in Kriegsentscheidungen sowie insgesamt die Angewiesenheit auf und (jedenfalls in entwickelten Staaten) zuverlässige Unterordnung unter politischen Oberbefehl und die Parallelität von Militär etwa zur Polizei als ebenfalls gewaltorientierten Teil des Staates, der in systemtheoretischen Modellen ebenfalls nicht als eigenes Funktionssystem, sondern als spezieller Teil der Staatsverwaltung gefasst werden muss.

Kriegen mit dieser Umstellung wieder ausgeweitet, die Rekrutierung wird wieder auf inklusive, „demokratische“ Formen umgestellt. Obwohl nur ein Teilsystem für Kriegführung zuständig ist, können im Prinzip alle *Menschen* daran beteiligt werden; Fragen der Systemdifferenzierung und der Personinklusion trennen sich. Das Militär entwickelt – ebenso wie andere Teilsysteme der Gesellschaft (Luhmann 1977: 234ff.; Stichweh 1988) – etwa seit der Zeit um 1800 eine Tendenz zur Inklusion aller Personen bzw. immer noch: aller Männer, und Hand in Hand damit eine allmähliche Entwertung von Schichtkriterien in Rekrutierungsfragen.¹⁵

Dabei läuft die „Entschichtung“ des Militärs in zwei Teilbewegungen mit je gegenläufiger Öffnungsrichtung ab, je nachdem ob es um hohe oder um niedrige Ränge geht, um Offiziere oder um einfache Soldaten. Die Offiziersrolle als relativ hochrangige und verantwortungsvolle Rolle, im Absolutismus noch als „Hobby des Adels“ ausgeübt (Abrahamsson 1971: 23; Lawrence 1999: 8), erlebt von den französischen Revolutionskriegen an eine schrittweise Öffnung auch für niedrigere, nicht adlige Schichten, zuerst für das Bürgertum und dann für Angehörige aller, auch nicht vermögender Schichten. Hervorzuheben ist der wendungsreiche Verlauf des Prozesses und die ambivalente Stellung der Käuflichkeit von Offizierspatenten: Zunächst war die Möglichkeit, sich ins Offizierskorps einzukaufen, ein progressives Element und trug die Öffnung der Offiziersrolle für Bürgerliche; später begann die Käuflichkeit dann seinerseits kontrainklusiv zu werden, da sie Vermögen voraussetzte, und sie wurde deshalb abgeschafft und durch voll-universalistische Rekrutierung, Ausbildung in Offiziersschulen und leistungsbezogene Karrierestrukturen ersetzt (Huntington 1957; Abrahamsson 1971; Strachan 1997).

Für einfache und insbesondere für zwangsrekrutierte Soldaten nimmt die Universalisierungsbewegung die umgekehrte Richtung. Während hier traditionell vor allem auf Unterschichtangehörige zugegriffen wurde, die sich nicht wehren konnten

¹⁵ Zeitgleich kommt es zu einer Umstellung der Kontrolle des Militärs – des heiklen Problems, wie „Menschen mit Gewehren“ von „Menschen mit Kugelschreibern“ (Heins & Warburg 2004: 51) kontrolliert werden können – vom Gehaltensein in anderen eigenen Rollen (wie bei Adelskriegern) oder umgekehrt dem institutionellen Verbot anderer Rollen und der Herstellung exklusiver Loyalität (wie bei Soldaten vieler vormoderner Reiche) auf rolleninterne, organisationale Sicherungsmechanismen, insbesondere Befehlsketten, inter-organisationale Kontrollstrukturen und professionelles Ethos (vgl. dazu Kuchler 2013: 84ff.).

und die gesellschaftlich entbehrlicher waren, wird von den französischen Revolutionskriegen und Napoleonischen Kriegen an in allen „großen“ Kriegen die allgemeine Kriegsdienstpflicht eingeführt, die Männer aller Schichten erfasst. Zwar wird eine universelle Wehrpflicht nie zu hundert Prozent ausgeschöpft, sondern durch eine große Zahl von Untauglichkeiten, Frei- und Rückstellungen relativiert, und nach wie vor scheinen Angehörige höherer Schichten beim Sich-Entziehen und Finden von Schlupflöchern die besseren Karten zu haben (Bröckling 1997: 236ff.; Joas 2000: 169). Doch trotz aller Unvollkommenheiten ist die Erfindung der allgemeinen Wehrpflicht eine revolutionäre Neuerung der Kriegführungspraxis, die wieder das Erreichen hoher Mobilisierungsraten ermöglicht, in Spitzenzeiten (Weltkriegen) von bis zu 13 Prozent der Bevölkerung (Ferguson 2003: 36f.). Dass die Wehrpflicht in Zeiten ohne große Kriege häufig ausgesetzt wird und sich heutige Staaten angesichts der hochtechnologischen und wenig personalintensiven Kriegführung meist mit einer relativ kleinen Berufsarmee begnügen, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass die allgemeine Wehrpflicht eine strukturell erzeugte Möglichkeit und Besonderheit der modernen Gesellschaft ist, die bei Bedarf zweifellos schnell reaktiviert würde.

Die Rolle des wehrpflichtigen Soldaten wird nun als Bestandteil der Staatsbürgerrolle – als der breiteren Inklusionsrolle des politischen Systems – begriffen, wobei diese beiden Elemente allerdings in der historischen Realität oft nicht in der Reihenfolge etabliert werden, die ihrer „logischen“ Reihenfolge bzw. ihrer offiziellen Begründung entspricht. Letztere lautet: Wer politisches Subjekt und vollberechtigter Staatsbürger ist, muss auch bereit sein, für sein Vaterland zu kämpfen und zu sterben. Die historische Realität sieht dagegen oft so aus, dass in akuten Kriegszeiten breite Bevölkerungsschichten ins Militär eingezogen werden und man ihnen hinterher schlecht das Wahlrecht verweigern kann (Mann 1987a, 1987b: 41f.; Berg 2000; Janowitz 2000). In jedem Fall aber setzt sich seit etwa 1800 das Prinzip durch, dass „jeder Bürger Soldat sein muß und jeder Soldat Bürger“ (Frevert 1997: 20f.). Dabei darf die Kopplung zwischen Staatsbürgerrolle und Soldatenrolle aber nicht zu eng gesehen werden; sie betrifft vor allem die *Rekrutierung* für die Rolle, nicht aber ihre faktische *Ausübung* und insbesondere nicht die Motivation der Soldaten im Kampfeinsatz. Es ist durch eine Fülle soziologischer Forschungen erwiesen, dass Topoi wie Patriotismus, staatsbürgerliche Pflicht, Vaterland unter Kampfsoldaten eher eine Lachnummer darstellen

und die faktisch wirksamen Motive ganz andere sind – von Solidarität mit den unmittelbaren Kameraden über Interesse am eigenen Überleben bis zu Ruhm, Ehre, Karriere (Speier 1939: 301ff.; Stouffer et al. 1949a: 98ff.; Merton & Kitt 1950; Little 1964; Moskos 1968; Boone 1990: 30; Osiel 1999: 13ff.). Hier macht sich die für moderne Arbeitsorganisationen typische Trennung zwischen Zweck der Organisation und Motiv des einzelnen Mitglieds bemerkbar. Weiter enthält das staatsbürgerliche Rekrutierungsmodell ein paradoxes Element, insofern es eine gleichzeitige Ausweitung *und Einschränkung* des Rekrutierungspools – nämlich auf die eigenen Staatsbürger – bedeutet. Im absolutistischen Europa existierte noch ein ausgeprägter internationaler Arbeitsmarkt für einfache Soldaten ebenso wie für Offiziere: Die Heere bestanden oft zu großen Teilen aus Ausländern, und einem englischen Adligen wurde noch in den französischen Revolutionskriegen das Kommando über die Truppen beider Seiten angeboten (Speier 1952: 273; Bröckling 1997: 59ff.; Frevert 1997: 21f.; Sikora 2002: 117ff.). Mit der Umstellung auf das staatsbürgerliche Rekrutierungsprinzip kommen dagegen nur noch die Angehörigen der eigenen Nation in Frage, diese dann aber ohne Rücksicht auf Schichtzugehörigkeit; die segmentäre Differenzierung des politischen Systems setzt sich gegenüber der Schichtdifferenzierung durch.

Die Umstellung von schichtmäßiger auf funktionale Differenzierung spiegelt sich auch in der Gewährung von Frei- oder Rückstellungen vom Kriegsdienst. Während im Absolutismus Exemptionen vom Kriegsdienst durch legale, illegale oder halb-legale Formen des „Freikaufens“, mithin in Abhängigkeit von Vermögen und damit Schichtung erlangt werden konnten, werden in den späteren Kriegen Freistellungen zunehmend in Abhängigkeit von funktional begründeten Kriterien gewährt.¹⁶ Freigestellt werden jetzt solche Personen, die in an-

¹⁶ Ein Gutachter wendet ein, dass illegale Formen des Freikaufens keine Strukturaussagen über die Verteilung von Freistellungen zulassen würden, weil sie zu gesellschaftlichen Strukturen gerade in Widerspruch stünden und schlicht eine Form von Korruption darstellten. Dagegen lässt sich anmerken, dass *häufig und erwartbar auftretende* Normbrüche sehr wohl etwas über Systemstrukturen (statt nur über okkasionelle Abweichungen) aussagen, da auch informale (hier: illegale oder halb-legale) Strukturen Systemstrukturen sind und für die Funktionsweise des Gesamtsystems wesentlich sein können, wie wir aus der Organisationssoziologie (Luhmann 1964) und aus der Forschung über Entwicklungsländer (Holzer 2006) wissen.

deren gesellschaftlichen Bereichen wichtige und unentbehrliche Rollen innehaben, insbesondere Ehemänner und Väter, Studenten sowie Berufstätige in „kriegswichtigen“ Beschäftigungen. Der Schichtbias solcher Freistellungskriterien kann schwanken, es können einmal die Angehörigen höherer Schichten – etwa Unternehmer in kriegswichtigen Branchen oder Studenten – begünstigt sein und einmal die Angehörigen unterer Schichten, etwa Facharbeiter (Stouffer et al. 1949b: 127; Kendall & Lazarsfeld 1950: 148; Mommsen 1988: 29; Joas 2000: 168ff.). Die differentielle Betroffenheit verschiedener Schichten von den Risiken des Kriegsdienstes wird dem Zufall bzw. der Kontingenz der historischen Situation überlassen, sie ist kein steuerndes Kriterium mehr, sondern nur noch zu beklagende Ungerechtigkeit (vgl. Mayer & Houlst 1955; Joas 2000: 165ff.). Schichtdifferenzen verlieren – hier wie auch sonst in der Gesellschaft – ihre „strukturtragende Funktion“ (Luhmann 1981b: 393); sie verschwinden nicht restlos, werden aber nur noch als mehr oder weniger funktionslos und deshalb kritikwürdiges Relikt mitgeschleppt.

Das Problem der Freistellungen verweist bereits auf einen weiteren wichtigen Problemkomplex: das Verhältnis der Soldatenrolle zu anderen nichtpolitischen Rollen derselben Person. Funktionale Differenzierung bedeutet Mehrfachinklusion aller Gesellschaftsmitglieder in mehrere Funktionsbereiche mit der Konsequenz, dass der Einzelne durch seine bereichsspezifischen Rollen nur noch partiell und ausschnittsweise, nicht mehr als ganze Person gebunden ist und seine verschiedenen Rollen in einem individuellen „Mix“ rekombinieren kann und muss (Simmel 1908: 456ff.; Beck 1986; Luhmann 1989). Der Charakter der Sektoralität und nur ausschnittweisen Bindung gilt auch für die Soldatenrolle (Heins & Warburg 2004: 36), obwohl diese Rolle ihrer Natur nach eine Tendenz zur Totalisierung und zum Zugriff auf die ganze Person hat, man kann auch sagen: eine Tendenz zur „Hyper-Inklusion“ (Göbel & Schmidt 1998: 111ff.). Diese Tendenz ist vor allem im Risiko des Todes oder der Verwundung bzw. Verstümmelung sowie in der Pflicht zu längeren Abwesenheiten begründet, weil dadurch auch andere Rollen der Person empfindlich tangiert werden (vgl. Luhmann 1981a: 343). Dieses Problem kann in der modernen Gesellschaft nicht mehr durch feststehende Rollenpakete oder durch das Verbot der Einnahme anderer Rollen, etwa mittels Heiratsverbotes, gelöst werden,¹⁷ vielmehr

bricht es unter Bedingungen der allgemeinen Freigabe von Rollen und der durchgesetzten Mehrfachinklusion ungemildert auf.

Das Militär muss sich jetzt darauf einstellen, regelmäßig mit Soldaten zu tun zu haben, die auch Rollen in zivilen, außermilitärischen Bereichen der Gesellschaft innehaben: zivile Berufe, Familien, Bildungskarrieren, religiöse Zugehörigkeiten, politische Überzeugungen, Nachbarschaftsbeziehungen usw. Besonders problematisch sind dabei stets Familienrollen, speziell die Rolle des Ehemanns und/oder Vaters (Janowitz 1960: 187ff.; Segal 1988; Kümmel 2005), weil familiäre Rollenengagements weniger leicht suspendiert werden können als Berufsrollen, gleichzeitig aber auch nicht einfach ins Militär „mitgenommen“ werden können wie etwa religiöser Glaube oder politisches Wahlrecht. Die erste Erscheinungsform dieser für die Kriegsgeschichte neuen Rollenkonstellation ist der zwangsrekrutierte Soldat der großen, insbesondere totalen Kriege – der „civilian soldier“ oder „Zivilist in Uniform“, wie er in einem merkwürdigen Hybridbegriff auch genannt wurde (B. 1923; Aron 1958: 12; Lingeman 1970: 302; Boene 1990: 10). Diese Soldaten werden unvermittelt aus dem vollen Leben mit einem vollen Rollenpaket gerissen, und ihr Tod oder ihre Abwesenheit reißt deshalb an vielen Stellen Lücken: die Familie verwaist, die beruflichen Fähigkeiten werden vermisst, die Ausbildung wird unter- oder abgebrochen, der Nachbarschaftskontext wird zerstört usw.

Die heutige Erscheinungsform des plural inkludierten Soldaten ist dagegen der freiwillige Berufssoldat insbesondere in westlichen Staaten. Dieser wird zwar nicht zwangsweise aus einem militärfremd angelegten Leben gerissen, er verfügt aber trotzdem oft über einen bunten Strauß außer-militärischer Rollenengagements. Gerade weil man als Soldat immer weniger damit rechnen muss, in Kriege geschickt zu werden, und weil selbst in akuten Kriegseinsätzen eine immer geringere Gefahr für Leib und Leben besteht,¹⁸ sehen Soldaten keinen Grund

¹⁸ Die Gefährlichkeit der Soldatenrolle ist in den letzten Jahrzehnten so stark gesunken (Zahlen hierzu bei Ferguson 2003: 41f.), dass – jedenfalls zu einem bestimmten Zeitpunkt – amerikanische Lebensversicherungen keinen Aufpreis für Soldaten verlang(t)en (Boene 1990: 6). Informierte Kommentatoren stellen fest: „The safest place on the modern battlefield is to be in uniform“ (so ein Beamter des US-Außenministeriums, zit. in Feaver & Gelpi 2004: 95). Das Risiko der schweren psychischen Schädigung, der Traumatisierung, scheint dagegen gestiegen zu sein, hat aber als „unsichtbares“ Leiden wesentlich geringere Abschreckungs- und Öffentlichkeitswirkung.

¹⁷ Siehe dazu abermals die Diskussion des Kontrollproblems in Kuchler 2013: 84ff.

mehr, wegen ihres Berufes auf andere Rollenengagements zu verzichten. Sie verstehen den Soldatenberuf als „ganz normalen Job“, der mit Familiengründung und Integration in alle möglichen zivilen Kontexte kompatibel ist – eine Entwicklung, die in der Militärsoziologie unter dem Schlagwort „from institution to occupation“ oder „von Dienst zu Arbeit“ diskutiert worden ist (Moskos 1977; Bahrdt 1987: 70ff.; Moskos & Wood 1988).¹⁹ Die Militärorganisationen akzeptieren diese Entwicklung und unterstützen oft sogar die plurale Inklusion ihrer Soldaten, indem sie an ihrer Familienfreundlichkeit arbeiten, Kindertagesstätten einrichten oder die Möglichkeit der gemeinsamen Versetzung für „dual-service couples“ schaffen.

Diese Entwicklung ist zunächst von gesamtgesellschaftlichen Strukturbrüchen ausgelöst worden, sie verändert dann aber auch die Bedingungen der spezifisch *politischen* Einsetzbarkeit des Militärs. Seit einigen Jahrzehnten wird in westlichen Staaten eine wachsende „casualty phobia“ beobachtet, das heißt eine nahezu panische Angst vor Opfern unter den eigenen Soldaten (Münkler 1999, 2002: 240ff., 2004: 95ff., 2006: 310ff.; Shaw 2005; 2006). Präsidenten und Verteidigungsminister betonen, dass man die Truppen „keinem Risiko aussetzen“ und sie nicht „in gefährliche Gebiete“ schicken wolle, und Interventionstruppen können schon bei einer sehr geringen Zahl von Opfern aus minder wichtigen Kriegsgebieten abgezogen werden.²⁰ Die Angst vor toten Soldaten geht nicht zuletzt auf die plurale Inklusion des Militärpersonals zurück: Der Soldat muss geschont werden, weil er gleichzeitig Ehemann, Vater, Freund, Sportler, Gemeindemitglied usw. ist und in diesen Kontexten vermisst würde.²¹

¹⁹ Hier scheinen teils zirkuläre Kausalitäten vorzuliegen: Je seltener gefährliche Kriegseinsätze sind, desto mehr sind Soldaten prädisponiert, ihren Beruf als „ganz normalen Job“ zu betrachten und sich von anderen Rollenengagements nicht abhalten zu lassen; und je mehr Soldaten diese Einstellung haben und über ein voll entwickeltes ziviles Rollenprofil neben ihrer Soldatenrolle verfügen, desto schwieriger wird es für die Politik, Soldaten in ernsthafte Kriegseinsätze zu schicken.

²⁰ Der paradigmatische Fall hiervon ist der Mogadishu-Vorfall 1993, als im Rahmen einer militärischen Intervention ein toter US-Soldat durch die somalische Hauptstadt Mogadishu geschleift wurde und dieser Vorfall – bzw. die Verbreitung der entsprechenden Filmsequenz über CNN – den Einsatz beendete (Carruthers 2000: 205ff.; Münkler 2006: 207).

²¹ Dies ist im Prinzip dieselbe Problemkonstellation wie beim Problem des Leidens von Zivilisten von Kriegen: Die Betroffenheit von Zivilisten ist nach modernen (und *nur* nach modernen) Wahrnehmungsgewohnheiten so proble-

Diese gesamtgesellschaftliche Bedingtheit des Symptoms der „casualty phobia“ wird von Kommentatoren oft nicht voll gesehen, höchstens implizit und unausgesprochen vorausgesetzt.²² Die meisten Autoren stellen ausschließlich auf die *politische* Rolle der Soldaten und ihrer Angehörigen ab, nämlich darauf, dass sie Teil der Wählerschaft sind und deshalb in ihren Interessen ernstgenommen werden müssen. Das ist natürlich nicht falsch, muss aber ergänzt werden durch den Hinweis auf die gesamtgesellschaftliche Einbindung des plural inkludierten Soldaten. Über Soldaten, die *nur* Soldaten sind, kann man – vielleicht etwas drastisch, aber nicht ganz unsinnig – sagen: „Soldaten sind dazu da, um getötet zu werden“ (Napoleon, zit. in Shaw 2006: 165).²³ Aber das gilt eben nur von der Rolle an sich, der isolierten Rolle; und die isolierte Soldatenrolle ist unter modernen Bedingungen nicht zu haben. Aus der Perspektive des plural inkludierten Soldaten erscheint das Risiko, im Krieg zu sterben, zunehmend als unzumutbare Belastung statt als normales Berufsrisiko.

In Reaktion auf dieses Problem setzen westliche Staaten in jüngerer Zeit gelegentlich Söldner statt Soldaten in riskanten Militäroperationen ein. Die Differenz Söldner/Soldat wird in der Literatur ebenfalls meist entlang der Linie divergenter politischer Mitspracherechte interpretiert: Söldner seien normalerweise Ausländer, mithin keine Wähler, und deshalb leichter in heikle Einsätze zu schicken als reguläre Soldaten (Münkler 2002: 229f., 241; Sikora 2002: 35; Singer 2003: 58f.). Doch auch hier

matisch, weil hier andere, zunächst unpolitische und unbeteiligte Rollenbereiche unverdientermaßen in Mitleidenschaft gezogen werden (vgl. dazu ausführlich Kuchler 2013: 168ff.). Diese Intoleranz gegenüber der Mitbetroffenheit anderer Bereiche, die Abneigung gegenüber Krieg, die darauf zurückgeht, dass unschuldige Menschen – man könnte auch und vielleicht präziser sagen: unschuldige gesellschaftliche Teilbereiche – darunter zu leiden haben, zeigt sich nun auch in Bezug auf Soldaten. Die „humanitären“ Empfindlichkeiten, die wir an dieser Stelle empfinden, können in Gesellschaftstheorie rückübersetzt werden.²² Bei Luttwak (1994) wird sie gesehen, aber sofort in Polemik umgebogen: Die westlichen Staaten seien verweichlicht und untauglich zu weltpolitischen Führungsfunktionen, weil sie ihre Soldaten hauptsächlich als Söhne liebender Eltern betrachteten und bei der Entscheidung über Kriegseinsätze zu sehr auf besorgte Mütter hörten.

²³ Und selbst wenn sie geschont wurden, wurden Soldaten vor dem Zeitalter der humanitären Empfindlichkeit mit Blick auf ihre *Soldatenrolle* geschont, nämlich deswegen, weil sie – etwa im Absolutismus – ein kostbares, lang ausgebildetes Gut und bei ihrem Tod schwer zu ersetzen waren (Senghaas 1969: 25ff.; Münkler 1992: 58).

kann man zusätzlich auf das Merkmal der pluralen Inklusion verweisen und damit auch dem Umstand gerecht werden, dass heutzutage durchaus nicht alle Söldner Ausländer sind, gesehen von dem Staat aus, in dessen Krieg sie kämpfen – man denke etwa an die zahlreichen im Zweiten Irakkrieg eingesetzten Söldner, die Angestellte amerikanischer „Sicherheitsfirmen“ und oft selbst Amerikaner waren. Es scheint aber so zu sein, dass das Beobachtungsschema der pluralen Inklusion – d. h. das Schema des „netten Jungen von nebenan“, der in den Krieg geschickt wird – sehr viel bereitwilliger auf Soldaten als auf Söldner angewandt wird. In der Darstellung der Massenmedien, und damit auch in der öffentlichen Debatte, werden Söldner typischerweise in ihrer Rolle *als Söldner* gesehen: als harte Jungs mit Sonnenbrille und Sturmgewehr im Anschlag, die im Auftrag dubioser Privatfirmen und unter mangelhafter öffentlicher Kontrolle ihr blutiges Handwerk verrichten.²⁴ Daraus folgt im Umkehrschluss, dass der relative Vorteil von Söldnern gegenüber Soldaten sich wieder auflösen könnte, wenn die Massenmedien anfangen sollten, auch Söldner mit der Frage nach ihren anderen Rollen zu beschreiben.²⁵ Die Verfügung über diese Frage geht damit teilweise vom politischen System auf das System der Massenmedien über.

²⁴ Diese Konzentration auf die aktuell ausgeübte Rolle und das Absehen von sonstigen, zivilen Rollen mag zwar ein gewisses Korrelat in der sozialstrukturellen Realität haben, insofern Söldner möglicherweise auch faktisch seltener verheiratet sind, seltener Kinder oder sonst ein ansprechendes ziviles Umfeld haben als reguläre Soldaten; immerhin ist Söldner ein klassischer „Fluchtberuf“. Im Wesentlichen scheint es sich aber um eine differentielle Verwendung von Wahrnehmungsschemata zu handeln.

²⁵ Es kann durchaus einen gewissen Trend in diese Richtung geben, etwa deswegen, weil die Massenmedien, wenn sie über getötete Söldner berichten wollen, sich naheliegenderweise an deren Familienangehörige wenden und damit zivile, familiäre Rollen in den Blick bekommen werden. Andererseits könnte es aber auch sein, dass die Massenmedien an ihrer „rollenimmanenten“ Beschreibungsschematik festhalten gerade durch ihre grundkritische Haltung gegenüber Söldnern, die sie in Kritik der entsprechenden Regierungspolitik oft ausbilden. Sie könnten dann in kontraproduktiven Kausalitätsschleifen gefangen sein: Weil sie Söldner kritisch sehen und ihren Einsatz kritisch kommentieren möchten, beschreiben sie sie nicht als „nette Jungs von nebenan“, sondern als „skrupellose Killer“; und weil sie sie so beschreiben, nimmt der relative Vorteil von Söldnern gegenüber Soldaten in puncto Einsetzbarkeit ab.

4. Ausdifferenzierte und nicht ausdifferenzierte Truppen, staatliche und autonome Inklusion

Neben Söldnern taucht in modernen Kriegen noch ein weiterer Typ von Kämpfern auf, der vom Typus des staatlich rekrutierten Soldaten abweicht, nämlich irreguläre Kämpfer wie Partisanen, Guerrilleros, Rebellen, Milizionäre, Terroristen. Diese sind überwiegend in innerstaatlichen Kriegen/Bürgerkriegen aktiv, aber auch in zwischenstaatlichen Kriegen (so etwa die Partisanen im Zweiten Weltkrieg) sowie in den jüngeren „asymmetrischen Kriegen“ (Münkler 2006) als Mischform aus inner- und interstaatlichem Krieg. Noch mehr als Söldner scheinen irreguläre Kämpfer auf den ersten Blick das schlechthinnige Gegenteil des regulären staatlichen Soldaten zu sein: Sie kämpfen unreglementiert, sind nicht uniformiert und teils abenteuerlich bewaffnet; sie bilden keine Organisationen, sondern lockere Gruppen und Netzwerke, die sich um charismatische Führer herum kristallisieren; sie operieren nicht offen, sondern verdeckt, in teils weniger militärischen als terroristischen Aktionsformen; sie sind nicht deutlich getrennt von der Zivilbevölkerung und treten nur zu sporadischen Aktionen erkennbar hervor; und sie kämpfen im paradigmatischen Fall aus eigenem Antrieb für eine Sache, von der sie selbst überzeugt sind.²⁶ Nichtsdestotrotz kann auch der Typ des irregulären Kämpfers aus der basalen Struktur- und Sozialdynamik der modernen Gesellschaft heraus verstanden werden, und es ist kein Zufall, dass diese Form von Kriegspartei in der Moderne prominent wird.

Auch der Guerrillero²⁷ ist nämlich ein Produkt des modernen politischen Systems und seiner Inklusionsdynamik. Anders als bei der staatlich erzwungenen und staatlich administrierten Inklusion des wehrpflichtigen Soldaten handelt es sich hier aber um eine gewissermaßen „autonome“, selbstorganisierte, vom Publikum des politischen Systems ausgehende Inklusion – wenn man so will: um „Graswurzelinklusion“ in Krieg. Die Bevölkerung nimmt

²⁶ Ich beschreibe hier einen Idealtyp von Guerrillero oder irregulärem Kämpfer. In der Realität finden sich oft fließende Übergänge zwischen verschiedenen Formen bewaffneter Kämpfer (Reguläre, Irreguläre, Söldner): Manche Guerrillaarmeen nehmen nach und nach etliche Merkmale regulärer Armeen an, von Uniformierung bis Zwangsrekrutierung; und natürlich können Söldner auch auf der Seite irregulärer Kriegsparteien, und nicht nur im Auftrag von Staaten, kämpfen.

²⁷ Der Begriff „Guerrillero“ wird im Folgenden Pars pro toto für alle Formen irregulärer Kämpfer verwendet.

die Austragung hochgekochter politischer Konflikte – die Entmachtung diktatorischer Regierungen oder den Widerstand gegen Fremdbesatzung – selbst in die Hand und ermächtigt sich selbst dazu, sich in den Krieg zu inkludieren. Dies setzt voraus, dass die breite Bevölkerung als politisches Subjekt, als Träger politischer Meinungen und Handlungsmacht etabliert ist. Der Satz: „Modern democratic systems [...] invite the whole population, most of which has historically been politically quiescent, to engage in politics“ (Kornhauser 1960: 227) gilt offensichtlich nicht nur für friedliches, sondern auch für gewaltsames Engagement, und nicht nur für staatlich initiiertes, sondern auch für selbst initiiertes und selbstorganisiertes Gewaltengagement. Dabei sind Guerrillabewegungen unter Umständen sogar noch radikaler inklusionsbereit als reguläres Militär und können die üblichen Inklusionssperren entlang von Geschlechter- oder Nationalstaatsgrenzen durchbrechen. Guerrillabewegungen gehören zu den ganz wenigen Kriegsformationen der Geschichte, die häufig bereit sind, auch Frauen routinemäßig als vollwertige Kämpfer aufzunehmen (Segal 1994: 353).²⁸ Teilweise können sie auch die Rekrutierungssperre entlang nationalstaatlicher Grenzen überwinden: Soweit sie nicht nationalstaatlich, sondern ideologisch oder religiös ausgerichtete Ziele verfolgen, gelingt es ihnen in manchen Fällen, erfolgreich international zu rekrutieren, so etwa die Internationalen Brigaden im spanischen Bürgerkrieg oder die in verschiedenen aktuellen Kriegen kämpfenden islamischen Mudjaheddin.

Der Guerrillakrieg wurde deshalb nicht zufällig um etwa 1800 ‚erfunden‘,²⁹ gleichzeitig mit der Demo-

kratie. Die ersten Fälle von Guerrillakrieg waren der Aufstand der Vendée gegen die Französische Revolution 1793–96 und der spanische Volksaufstand gegen Napoleon von 1808–1813. Martin Shaw (2005: 44f.) bezeichnet den Guerrillakrieg sogar als die dritte für die Moderne typische Kriegsführungsweise, neben der „totalitären“ und der „westlichen“. Irreguläre Kriegstruppen sind mithin ebenso ein Sub- oder Subsystem des politischen Systems wie reguläres Militär. Allerdings ist ihre Ausdifferenzierung innerhalb des politischen Systems wesentlich schwächer: Im idealtypischen Fall bilden sie keine Organisation (und schon gar keine Profession) aus, und sie sind weniger scharf von anderen, „zivilen“ Teilen des politischen Systems getrennt, sondern vielmehr eng verflochten mit allgemein-politischen Identitäten, Überzeugungen, Konflikten, Frontenbildungen. Guerrillabewegungen kennen keine scharfe Unterscheidung zwischen Mitgliedern und Nichtmitgliedern, sondern eher graduelle Übergänge zwischen einem harten Kern von Militanten und einem ausfransenden Kreis von Unterstützern für allerlei Tätigkeiten am Rande des bewaffneten Kampfes (Versorgung, Informations- und Nachrichtenübermittlung usw.). Die Teilnahme steht jedem offen, der Anschluss an ein Netzwerk finden kann und will, und sei es auch nur in Teilzeit (Milizionäre). Die Guerrilla muss sich im Volk bewegen wie der Fisch im Wasser, sagte Mao Tsetung – und das heißt technisch formuliert: der Ausdifferenzierungsgrad einer Guerrillabewegung ist gering. Neben der „klassischen“ Guerrillakampfweise können, wenn man so will, auch die in jüngerer Zeit populär werdenden terroristischen Kampfweisen als Inklusionsphänomen betrachtet werden, insofern Terror eine „makabre ‚Demokratisierung‘ von Gewaltoptionen“ darstellt, die jedermann zugänglich ist (Heins & Warburg 2004: 34).

Anzumerken ist, dass manche Guerrillakriege der jüngeren Zeit und ihre Akteure überhaupt nicht mehr schwerpunktmäßig im politischen System, sondern eher im Wirtschaftssystem zu operieren scheinen – nämlich die sogenannten „Neuen Kriege“, für die das eben Gesagte nicht oder nur mit Modifikationen gilt. Dies berührt eine weitere Fragestellung, die von der Theorie funktionaler Differenzierung aus behandelt werden kann, aber den

²⁸ Insgesamt stellt Segal für die Gegenwart einen U-förmigen Zusammenhang zwischen der Inklusion von Frauen in Kriegsrollen und der Intensität von Kriegslagen fest: Eine mehr als marginale Inklusion von Frauen kommt entweder in Ländern mit extremen Kriegs- und Bedrohungslagen vor (totale Kriege, eskalierte Guerrilla-/Bürgerkriege) oder aber in Ländern mit hochprofessionalisiertem Militär, aber geringer Wahrscheinlichkeit ernsthafter Kriegseinsätze. Im Zwischenbereich ist die Inklusion von Frauen in Kampfrollen verschwindend.

²⁹ Die Aussage, dass der Guerrillakrieg mit der Umstellung auf moderne politische Formen „erfunden“ wird, ist nicht buchstäblich zu nehmen und schließt nicht aus, dass in einzelnen Fällen Vorentwicklungen in früheren Gesellschaften zu beobachten sind. Ein Gutachter weist mich darauf hin, dass es Guerrilleros auch in vormodernen asiatischen Reichen gegeben habe, etwa den „weißen Lotus“ im chinesischen und die „roten Turbane“ im mongolischen Reich, die jeweils von religiösen Sekten getragene Widerstandsgruppen gegen die Zentralherrschaft des Reichs waren. Wie auch bei der Zurechnung des Komplexes

romantischer Liebe auf die Zeit ab 1800 (siehe z. B. Elliott & Merrill 1934; Goode 1959; Collins 1985) wird man auch hier Vorläufer und Vorentwicklungen in Rechnung zu stellen haben. Entscheidend ist aber die besondere Typizität und Prominenz dieser Formen in der modernen Gesellschaft.

Rahmen dieses Aufsatzes sprengt: das Verhältnis von politischer und ökonomischer „Logik“ von Kriegen (vgl. dazu Kuchler 2013: 124ff.). Die Zuordnung zum politischen System und zu einer primär politischen Logik ist der „normale“ und relativ positiv bewertete Fall³⁰ von Kriegen in der modernen Gesellschaft. Die Struktur dieser Gesellschaft lässt aber daneben auch die Möglichkeit offen, Kriege bzw. gewaltsame Aktionen unter einer primär ökonomischen Bereicherungslogik zu führen, wobei dann fraglich ist, inwiefern dies als Krieg oder Konflikt überhaupt richtig beschrieben ist und ob es sich nicht eher um kooperative Veranstaltungen zur Ausplünderung der Zivilbevölkerung durch bewaffnete Gruppen handelt (Kaldor 2000: 144; Keen 2000; 2005; Kuchler 2010: 257ff.). Die Bifurkation in diese beiden tendenziell auseinanderlaufenden und vielfach kollidierenden Logiken – im Gegensatz zur ungetrennten Einheit der Verfolgung politischer und ökonomischer Ziele in vielen vor-modernen Kriegen – ist ein weiterer Beleg für den Strukturzwang, den funktionale Differenzierung ausübt.

Wegen der mangelnden Ausdifferenzierung irregulärer Truppen kommen reguläre Militärorganisationen mit diesem Kriegstyp und diesem Typ von Gegner schlecht zurecht. Das Militär findet in solchen Situationen keinen rechten Adressaten für sein Handeln: Es fehlt der massiert auftretende, identifizierbare, legitimerweise angreifbare Gegner, auf den die professionellen Kompetenzen und institutionellen Strukturen des Militärs ausgerichtet sind. Ein Gegner, der die meiste Zeit unsichtbar ist, sich permanent mit der Zivilbevölkerung mischt und nur gelegentlich aus dem Hinterhalt oder aus zivilen Kontexten heraus in Erscheinung tritt, eignet sich nicht als Rollenpartner für militärisches Handeln (Kaldor 2000: 197ff.; Caygill 2001: 77; Roxborough 2003: 366ff.). Das Militär findet sich

dann ständig in Situationen, in denen es nicht weiß, „ob bestimmte Personen als gemeine Kriminelle *verhaftet*, als Kommandeure gegnerischer Truppen *bekämpft* oder als potentielle politische Staatsführer *respektiert* (und in kooperative Verhandlungen einbezogen) werden sollen“ (Geser 2005: 124; vgl. Shemella 2006: 137), und die konzentrierte kriegsrische Gewalt des Militärs verpufft ins Leere oder wirkt kontraproduktiv, weil sie den Eskalationsgrad des Konflikts und damit den Zulauf für die Irregulären verstärkt.

Umgekehrt sind diejenigen Maßnahmen, die in einer solchen diffusen Kriegs- und Konfliktsituation produktiv sein könnten – nach dem Motto: „die Herzen und Köpfe der Bevölkerung gewinnen“ – eine zu diffuse, zu wenig spezifizierte und zu wenig genuin-militärische Aufgabe, als dass reguläres Militär sie uneingeschränkt erfüllen könnte. In jüngerer Zeit werden dem Militär verstärkt solche Aufgaben mit eher polizeilichem oder gar zivilem Charakter zugewiesen, von der Aufrechterhaltung von Recht und Ordnung über den Aufbau politischer Strukturen und den Ausbau der Infrastruktur bis hin zur Mitwirkung an humanitären Maßnahmen, so dass man von einer Tendenz zur Funktionsausweitung oder „Funktionsausfransung“ des Militärs sprechen kann (Guttieri 2004; Heins & Warburg 2004: 91; vgl. auch Mockaitis 2004; Guttieri 2006). Das Militär fühlt sich dafür typischerweise nicht adäquat ausgebildet und ausgerüstet, und auch wenn es sich durchaus lernbereit zeigt, so ist doch die Frage, ob eine Anpassung an allzu diffuse Aufgaben nicht irgendwann die institutionelle und professionelle Identität des Militärs gefährdet. „The core purpose of a military force is fundamentally anti-humanitarian: it is to kill people in the most efficient way possible“, bemerkt lapidar Samuel Huntington (1993: 12) als Theoretiker der Militärprofession. Es spricht sicherlich nichts dagegen, solche diffusen, austretenden Aufgaben am Rande militärischer Missionen *mitzuerfüllen* (Huntington 1993; Shemella 2006), aber in dem Maß, in dem sie zur Kernaufgabe des Militärs werden, würde dieses auf lange Sicht vermutlich von einer professionell-ausdifferenzierten, funktional spezifizierten Einrichtung in einen flexiblen Dienstleister des Staates deformiert werden, einsetzbar für allerlei unspezifische Tätigkeiten, die in irgendwelchen Weltregionen gerade gefragt sind und die unter den gegebenen Bedingungen sonst niemand ausführen kann (Geser 2005: 122; Apelt 2006).

Weiterhin reagiert das reguläre Militär auf das Vorrücken irregulärer Kriege auch mit Anpassung oder organisationaler „Mimikry“ (Heins & War-

³⁰ Herfried Münkler schreibt, dass „Krieg seiner Verwendung und Kontrolle durch die Politik zu entgleiten droht und sich selbständig macht, indem er ein politisch kaum noch zu kontrollierendes Verhältnis mit der Ökonomie eingeht. Wir werden, fürchte ich, uns in Zukunft noch jene Zeiten zurückwünschen, von denen [...] Clausewitz gesagt hat [...] ‚Der Krieg [...] ist eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln‘. Diese Formel [...] wird im 21. Jahrhundert in vielen Fällen keine Gültigkeit mehr haben – und ich will ausdrücklich hinzufügen, daß ich dies eher *fürchte* als *hoffe*. Die Staaten [...] werden erhebliche Anstrengungen zu unternehmen haben, um einigermaßen Herr des Kriegsgeschehens zu bleiben, und auch hier will ich ausdrücklich hinzufügen, daß ich dies eher *wünsche* als *ablehne*.“ (Münkler 2001: 17)

burg 2004: 99ff.), indem es selbst zunehmend auf guerrillaartige Kriegführungsmethoden zurückgreift. Es arbeitet mit kleinen, verdeckt und hinter den Linien operierenden Spezialeinheiten und konzentriert sich auf punktuelle Angriffe auf Einzelpersonen, die – selbst wenn unbemannt, voll technologisiert und risikofrei – im Kern der klassischen Guerrillataktik des „hit and run“ folgen. Es scheint sich ein Kriegführungsstil herauszubilden, in dem ein hoher Anteil an nicht spezifisch militärischen, im Grenzbereich zu zivilen oder polizeilichen Aufgaben angesiedelten Tätigkeiten mit einem kleinen Anteil an „echten“ Kriegsoperationen kombiniert wird, die von Spezialeinheiten oft in Zusammenarbeit mit lokalen irregulären Truppen ausgeführt werden (Roxborough 2003: 359). Was dieser Trend hin zur Irregularisierung von Kriegführung für staatliches Militär letztlich bedeutet, ist noch nicht voll abzusehen. Die Soziologie könnte zur Erhellung dieser Lage möglicherweise beitragen, indem sie in anderen Bereichen des sozialen Lebens Parallelfälle des Nebeneinanderbestehens von stärker und weniger stark ausdifferenzierten Segmenten im selben Tätigkeitsfeld aufzeigt – etwa im Bereich der zivilen Politik das Nebeneinander von Parteien und Protestbewegungen, im Bereich der Wirtschaft das Nebeneinander von Unternehmen und genossenschaftlich oder kommuneartige strukturierten Produktionsbetrieben, oder im Bereich der Massenmedien das Nebeneinander von etablierten Nachrichtenredaktionen und spontanen Blogs und Twitter-Meldungen. Das Militär hat aber im Vergleich zu manchen dieser Parallelfälle den Nachteil, dass es nicht nur indirekt, durch Konkurrenz um dieselben Abnehmergruppen, mit seinem schwächer ausdifferenzierten Pendant zu tun hat, sondern auch im direkten kriegerischen Konflikt mit ihm steht und somit der Konfrontation schonungsloser ausgesetzt ist.

5. Ausblick: Kämpfer und Opfer als zwei Seiten einer Medaille

Kriege sind schrecken- und leiderregende Begleiter der Menschheitsgeschichte. Dieser evaluativen Einschätzung wird heute kaum jemand widersprechen wollen.³¹ Die Aufgabe der Soziologie ist es aber,

³¹ Die uns selbstverständliche Einschätzung von Krieg als etwas Schrecklichem ist aber historisch ziemlich jung; über den größten Teil der Geschichte galt Kriegführung vielmehr als ehrenvolles und nützliches Tätigkeitsfeld. Mit Krieg befasste Autoren stellen nahezu die ganze Geschichte hindurch vorzugsweise die Frage, wie man Kriege ge-

Kriege als soziales Phänomen nüchtern-analytisch und ohne Ablenkung durch Werturteile zu beschreiben. Faktisch sind auch in vielen sozialwissenschaftlichen Texten implizite oder explizite Wertungen zu finden. Die quasi-universelle Ablehnung von Krieg findet Eingang auch in wissenschaftliche Texte, aber dies entspricht nicht dem Desiderat der Werturteilsfreiheit und Ausblendung nichtwissenschaftlicher Prämissen (so auch Helbling 2006). Wir können den Spieß aber umdrehen und versuchen, auch noch die allgemein verbreitete Negativwertung von Krieg, die Tatsache, dass wir heutzutage „alle Pazifisten sind“ (Hall 1985: 140f.), soziologisch zu erklären. Auch dies hat nämlich mit der Differenzierungsform der Gesellschaft zu tun (vgl. Kuchler 2013: 168ff.).

Krieg ist ein Ereignis nicht nur für die aktiv mit Kriegführung betrauten Teile der Gesellschaft, sondern auch für die anderen Teile, die von Krieg nur passiv, als Opfer, oder auch als Erbringer von Zuliefer- und Unterstützungsleistungen betroffen sind. Dieser „Rest“ der Gesellschaft ist je nach ihrer Differenzierungsform ganz verschieden zugeschnitten. In stratifizierten Gesellschaften besteht er im wesentlichen aus der Unterschicht, die zwar je nach Umständen massiv und brutal in Mitleidenschaft gezogen werden kann, aber als untergeordnetes, tendenziell abgewertetes Teilsystem nicht in einer strukturellen Position ist, durch ihr Leiden die gesamtgesellschaftliche Wertung von Kriegen nennenswert zu beeinflussen. In der modernen Gesellschaft dagegen besteht der indirekt betroffene „Rest“ aus fast einem Dutzend anderer Teilsysteme in einer funktionalen, prinzipiell nicht hierarchischen Gesamtordnung. Damit steigt nicht nur die Zahl und Relevanz der mitleidenden Teilsysteme, sondern auch die Systematik ihrer Betroffenheit, da die für die Moderne typische Inklusionsdynamik auch vor der Negativseite von Kriegen nicht Halt macht und Mechanismen der Einbeziehung anderer Teilsysteme erzeugt, ob in Zulieferrollen („Heimatfront“) oder in Opferrollen (planvolle Tötung, Vertreibung, Vergewaltigung usw.).

Nun wird aber in der modernen Gesellschaft generell der Beobachterstandpunkt für gesamtgesellschaftlich vertretbare Wertungen zunehmend auf die Position der Inklusionsrolle umgestellt: Die Politik etwa wird in erster Linie danach beurteilt, ob sie die Bürger zufriedenstellt, die Schulen danach, ob sie den Schülern gerecht werden, oder die Wirt-

winnen kann, und nicht – wie heute verbreitet – wie man sie vermeiden, verkürzen oder abschaffen kann (Deutsch 1957: 200; Wright 1968: 463).

schaft danach, ob sie den Konsumenten Wohlstandszuwächse beschert. Auf dieser Linie werden auch Kriege zunehmend aus der Perspektive der Zivilisten, unschuldig leidenden Opfer oder indirekt Betroffenen statt aus der Perspektive der Kriegführenden oder Kriegsverantwortlichen beurteilt. Und unter dieser Prämisse ist eine durchgängige Negativwertung von Kriegen in der Tat zwingend und alternativlos. So schreibt schon Durkheim (1922: 83f.): „Da er [der Krieg] dem einzelnen ein unverdientes Leiden auferlegt, erscheint er immer mehr als Inbegriff moralischen Übels.“ Und nicht nur in der moralischen Diskreditierung, sondern auch in der rechtlichen Regulierung schlägt sich diese neue Konstellation nieder, etwa in der „Genfer Konvention zum Schutz von Zivilpersonen in Kriegszeiten“, deren Sinn im Schutz anderer Funktionssysteme vor übermäßiger Beeinträchtigung durch Kriege gesehen werden kann (Kuchler 2013: 245ff.).

Diese letzte Überlegung, die den Blick auf die Opfer statt auf die Kämpfer lenkt, macht noch einmal die Integrationskraft und Auflösestärke einer gesellschaftstheoretischen Perspektive deutlich. Viele Facetten moderner Kriege, die auf den ersten Blick ganz unzusammenhängend erscheinen, lassen sich so als Korrelate derselben grundlegenden Ordnungsprinzipien – funktionale Differenzierung, funktionale Spezifikation, Inklusion und Mehrfachinklusion – verstehen. In diesem Sinn konnte gezeigt werden, dass die Umstellung auf inklusive, schichtneutrale Rekrutierung von Soldaten seit ca. 1800 dem allgemeinen Schema gesellschaftlicher Inklusion folgt – was vielleicht nicht überraschend ist, weil es kriegsgeschichtlich gut bekannt ist, was aber meist nur mit Demokratie als politischer Form, nicht mit Inklusionstrends in anderen Rollenbereichen, wie etwa Freigabe der Heirat für alle Menschen ungeachtet der Schicht, Schulpflicht für alle Kinder usw., in Zusammenhang gebracht wird. Weiter wurde gezeigt, dass es nicht nur offizielle, staatlich organisierte Formen von Inklusion in Kriegesrollen gibt, sondern auch inoffizielle, klandestine, selbstorganisierte Formen, die aber unter vielen Gesichtspunkten vergleichbar sind. Es wurde gezeigt oder jedenfalls angedeutet, dass sich auf der Seite der Opfer dieselbe Dynamik zur Geltung bringt und – während passive Kriegsbeschädigten in vormodernen Gesellschaft nur mehr oder weniger zufällig anfallen – die moderne Gesellschaft auch hierfür Erfassungs- und Begrenzungssystematiken entwickelt. Die besondere Problematik dieser Inklusionstrends liegt dabei nicht nur im Bereich der aktiven oder passiven Kriegesrollen, sondern in

deren Verhältnis zu anderen Rollen, und speziell die Zivilistenrolle kann gar nicht anders als durch Verweis auf die anderen, eigentlich unbeteiligten, aber mitgeschädigten Rollen derselben Person verstanden werden. Nicht zuletzt sind auch gesellschaftlich verbreitete Interpretations- und Evaluationsschemata durch diese gesellschaftliche Strukturkonstellation mitbedingt, wie der Verweis auf die geschichtlich neue Ablehnung von Krieg als soziales Betätigungsfeld zeigt. Die systemtheoretische Analyse ermöglicht dem Kriegssoziologen somit eine überblicksartige, „strategische“ Grobeinschätzung der Lage, an die dann weitere, detailliertere, „taktische“ Schritte zur Vermessung der Kriegslandschaft anschließen können.

Literatur

- Abrahamsson, B., 1971: *Military Professionalization and Political Power*. Stockholm: Allmanna.
- Abrutyn, S., 2009: *Toward a General Theory of Institutional Autonomy*. *Sociological Theory* 27: 449–465.
- Abrutyn, S., 2013: *Political Evolution, Entrepreneurship, and Autonomy: Causes and Consequences of an ‚Axial‘ Moment*. *Research in Political Sociology* 21: 3–29.
- Albert, M. & L. Hilkermeier (Hrsg.), 2004: *Observing International Relations*. Niklas Luhmann and World Politics. London: Routledge.
- Albert, M. & B. Buzan, 2010: *Differentiation Theory: A Sociological Approach to International Relations Theory*. *European Journal of International Relations* 16: 315–337.
- Albert, M., L.-E. Cederman & A. Wendt (Hrsg.), 2010: *New Systems Theory of World Politics*. London: Palgrave.
- Andreski, S., 1968: *Military Organization and Society*. Berkeley-Los Angeles: University of California Press.
- Apelt, M., 2006: *Einige Überlegungen zur (Ent-)Professionalisierung des Soldatenberufes*. S. 125–139 in: S. Gareis (Hrsg.), *Armee in der Demokratie*. Wiesbaden: VS.
- Aron, R., 1958: *War and Industrial Society*. London: Oxford University Press.
- B., G. [Anonymous], 1923: *The Civilian Soldier*. *Journal of the Royal United Service Institution* 68: 295–297.
- Baecker, D., 1996: *Gewalt im System*. *Soziale Welt* 47: 92–109.
- Bahrdt, H.P., 1987: *Die Gesellschaft und ihre Soldaten. Zur Soziologie des Militärs*. München: Beck.
- Beck, U., 1986: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Berg, M., 2000: *Soldaten und Bürger: Zum Zusammenhang von Krieg und Wahlrecht in der amerikanischen Geschichte*. S. 125–139 in: W. Knöbl & G. Schmidt (Hrsg.), *Die Gegenwart des Krieges. Staatliche Gewalt in der Moderne*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Boene, B., 1990: *How ‚Unique‘ Should the Military Be? A Review of Representative Literature and Outline of a*

- Synthetic Formulation. *Archives Européennes de Sociologie* 31: 3–59.
- Briant, P., 1999: The Achaemenid Empire. S. 105–128 in: K. Raaflaub & N. Rosenstein (Hrsg.), *War and Society in the Ancient and Medieval Worlds*. Washington D.C.: Center for Hellenic Studies.
- Broch, T. & J. Galtung, 1966: Belligerence among the Primitives. *Journal of Peace Research* 3: 33–45.
- Bröckling, U., 1997: *Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion*. München: Fink.
- Brunner, O., 1970: *Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Österreichs im Mittelalter*. 6. Aufl. Darmstadt: WBG.
- Campbell, B., 1999: The Roman Empire. S. 217–240 in: K. Raaflaub & N. Rosenstein (Hrsg.), *War and Society in the Ancient and Medieval Worlds*. Washington: Center for Hellenic Studies.
- Carruthers, S., 2000: *The Media at War. Communication and Conflict in the Twentieth Century*. Houndsmills: Palgrave.
- Caygill, H., 2001: Perpetual Police? Kosovo and the Emission of Police and Military Violence. *European Journal of Social Theory* 4: 73–80.
- Chagnon, N.A., 1968: Yanomamö Social Organization. S. 109–159 in: M. Fried, M. Harris & R. Murphy (Hrsg.), *War: The Anthropology of Armed Conflict and Aggression*. Garden City: Natural History Press.
- Chojnacki, S., 2007: Auf der Suche nach des Pudels Kern: Alte und neue Typologien in der Kriegsforschung. S. 479–502 in: D. Beyrau, M. Hochgeschwender & D. Langewiesche (Hrsg.), *Formen des Krieges. Von der Antike bis zur Gegenwart*. Paderborn: Schöningh.
- Collins, R., 1985: *Sociology of Marriage and the Family. Gender, Love, and Property*. Chicago: Nelson Hall.
- Coser, L.A., 1974: *Greedy Institutions. Patterns of Undivided Commitment*. New York-London: Free Press.
- Dammann, K., 2001: „Women, Children, Older People“: Genocide, Warfare, and the Functional Differentiation of Society. S. 291–308 in: G. Skapska & A. Orla-Bukowska (Hrsg.), *The Moral Fabric in Contemporary Societies*. Leiden-Boston: Brill.
- Dammann, K., 2003: *Krieg, Völkermord und Terrorismus. Die soziale Konstruktion von Unschuld der Opfer in Semantik und Sozialstruktur*. Bielefelder Arbeiten zur Verwaltungssoziologie 2003/3.
- Deutsch, K.W., 1957: Mass Communications and the Loss of Freedom in National Decision-Making: A Possible Research Approach to Interstate Conflicts. *Journal of Conflict Resolution* 1: 200–211.
- Durkheim, E., 1893: *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*. Ausgabe Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1988.
- Durkheim, E., 1922: *Physik der Sitten und des Rechts*. Ausgabe Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991.
- Elliott, M.A. & F.E. Merrill, 1934: The Romantic Fallacy. S. 366–384 in: dies., *Social Disorganization*. New York: Harper.
- Eisenstadt, S.N., 1964: Institutionalization and Change. *American Sociological Review* 29: 235–247.
- Eisenstadt, S.N., 1953: *The Political Systems of Empires*. Glencoe: Free Press.
- Feaver, P.D. & C. Gelpi, 2004: *Choosing Your Battles. American Civil-Military Relations and the Use of Force*. Princeton: Princeton University Press.
- Ferguson, N., 2003: *Politik ohne Macht. Das fatale Vertrauen in die Wirtschaft*. Stuttgart: DVA.
- Ferguson, R.B., 1999: A Paradigm for the Study of War and Society. S. 389–438 in: K. Raaflaub & N. Rosenstein (Hrsg.), *War and Society in the Ancient and Medieval Worlds*. Washington: Center for Hellenic Studies.
- Frevort, U., 1997: Das jakobinische Modell. Allgemeine Wehrpflicht und Nationsbildung in Preußen-Deutschland. S. 17–47 in: dies. (Hrsg.), *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Geser, H., 2005: Die Militärorganisation im Zeitalter entgrenzter Kriegsaufgaben. S. 111–128 in: E. Wiesendahl (Hrsg.), *Neue Bundeswehr – neue Innere Führung? Perspektiven und Rahmenbedingungen für die Weiterentwicklung eines Leitbildes*. Baden-Baden: Nomos.
- Giddens, A., 1987: *The Nation-State and Violence*. Berkeley: University of California Press.
- Göbel, M. & J.F.K. Schmidt, 1998: Inklusion/Exklusion: Karriere, Probleme und Differenzierungen eines systemtheoretischen Begriffspaares. *Soziale Systeme* 4: 87–118.
- Goode, W.J., 1959: The Theoretical Importance of Love. *American Sociological Review* 24: 38–47.
- Guttieri, K., 2004: Civil-Military Relations in Peacebuilding. *Sicherheitspolitik und Friedensforschung* 22, 2: 79–85.
- Guttieri, K., 2006: Unlearning War: US Military Experience with Stability Operations. S. 217–235 in: M.L. Brown, M. Kenney & M. Zarkin (Hrsg.), *Organizational Learning in the Global Context*. Aldershot: Ashgate.
- Hall, J.A., 1984: Raymond Aron's Sociology of States, or the Non-Relative Autonomy of Inter-State Behaviour. S. 71–94 in: M. Shaw (Hrsg.), *War, State and Society*. London: MacMillan.
- Hall, J.A., 1985: *Powers and Liberties. The Causes and Consequences of the Rise of the West*. Berkeley: University of California Press.
- Hasluck, M., 1967: The Albanian Blood Feud. S. 381–408 in: P. Bohannon (Hrsg.), *Law and Warfare. Studies in the Anthropology of Conflict*. Garden City: Natural History Press.
- Heins, V. & J. Warburg, 2004: *Kampf der Zivilisten*. Bielefeld: transcript.
- Helbling, J., 2006: *Tribale Kriege. Konflikte in Gesellschaften ohne Zentralgewalt*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Holzer, B., 2006: *Spielräume der Weltgesellschaft. Formale Strukturen und Zonen der Informalität*. S. 259–279 in: T. Schwinn (Hrsg.), *Die Vielfalt und Einheit der Moderne*. Wiesbaden: VS.
- Huntington, S.P., 1957: *The Soldier and the State. The Theory and Politics of Civil-Military Relations*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Huntington, S.P., 1993: Keynote: Non-Traditional Roles for the U.S. Military. S. 3–13 in: J.R. Graham (Hrsg.),

- Non-Combat Roles for the U.S. Military in the Post-Cold War Era. Washington: National Defense University Press.
- Janowitz, M., 1960: *The Professional Soldier. A Social and Political Portrait*. Glencoe: Free Press.
- Janowitz, M., 2000: Militärische Institutionen und Staatsbürgerschaft in westlichen Gesellschaften. S. 127–146 in: W. Knöbl & G. Schmidt (Hrsg.), *Die Gegenwart des Krieges. Staatliche Gewalt in der Moderne*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Japp, K.P., 2003: Zur Soziologie des fundamentalistischen Terrorismus. *Soziale Systeme* 9: 54–87.
- Japp, K.P., 2006: Terrorismus als Konfliktsystem. *Soziale Systeme* 12: 6–32.
- Joas, H., 2000: *Kriege und Werte*. Weilerswist: Velbrück.
- Kaldor, M., 2000: *Neue und alte Kriege*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Karsten, R., 1967: Blood Revenge and War among the Jibaro Indians of Eastern Ecuador. S. 303–326 in: P. Bohannon (Hrsg.), *Law and Warfare. Studies in the Anthropology of Conflict*. Garden City: Natural History Press.
- Keen, D., 2000: Incentives and Disincentives for Violence. S. 19–42 in: M. Berdal & D.M. Malone (Hrsg.), *Greed and Grievance. Economic Agendas in Civil Wars*. Ottawa: Rienner.
- Keen, D., 2005: *Conflict and Collusion in Sierra Leone*. Oxford: Palgrave.
- Keegan, J., 1995: *Die Kultur des Krieges*. Berlin: Rowohlt.
- Kendall, P.L. & P.F. Lazarsfeld, 1950: Problems of Survey Analysis. S. 133–196 in: R.K. Merton & P.F. Lazarsfeld (Hrsg.), *Continuities in Social Research. Studies in the Scope and Method of „The American Soldier“*. Glencoe: Free Press.
- Kohl, T., 2009: Zum Militär der Politik. *Soziale Systeme* 15: 160–188.
- Kornhauser, W., 1960: *The Politics of Mass Society*. London: Routledge.
- Kruse, V., 2009: Mobilisierung und kriegsgesellschaftliches Dilemma. *Beobachtungen zur kriegsgesellschaftlichen Moderne*. *Zeitschrift für Soziologie* 38: 198–214.
- Kuchler, B., 2010: Innere Unsicherheit und ‚Selbstbefriedigung‘ der Staatsmacht. S. 230–267 in: A. Groenemeyer (Hrsg.), *Wege der Sicherheitsgesellschaft*. Wiesbaden: VS.
- Kuchler, B., 2013: *Kriege. Eine Gesellschaftstheorie gewaltsamer Konflikte*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Kümmel, G., 2005: *Diener zweier Herren. Soldaten zwischen Bundeswehr und Familie*. Frankfurt a.M.: Lang.
- Langewiesche, D., 2009: Wie neu sind die „Neuen Kriege“? Eine erfahrungsgeschichtliche Analyse. S. 289–302 in: G. Schild & A. Schindling (Hrsg.), *Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit. Neue Horizonte der Forschung*. Paderborn: Schöningh.
- Lawrence, P.K., 1999: Enlightenment, Modernity and War. *History of the Human Sciences* 12: 3–25.
- Lingeman, R.R., 1970: *Don't You Know There's a War On? The American Home Front 1941–1945*. New York: Putnam.
- Little, R.W., 1964: Buddy Relations and Combat Performance. S. 195–224 in: M. Janowitz (Hrsg.), *The New Military. Changing Patterns of Organization*. New York: Russell Sage.
- Luhmann, N., 1964: *Funktionen und Folgen formaler Organisation*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Luhmann, N., 1970a: Funktion und Kausalität. S. 9–30 in: ders., *Soziologische Aufklärung 1*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N., 1970b: *Soziologie des politischen Systems*. S. 154–177 in: ders., *Soziologische Aufklärung 1*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N., 1973: *Zweckbegriff und Systemrationalität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1977: *Funktion der Religion*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1981a: *Ausdifferenzierung des Rechts. Beiträge zur Rechtssoziologie und Rechtstheorie*. Ausgabe Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1999.
- Luhmann, N., 1981b: *Organisationen im Wirtschaftssystem*. S. 390–414 in: ders., *Soziologische Aufklärung 3*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N., 1988: *Macht 2., durchges. Aufl.* Stuttgart: Klett-Cotta.
- Luhmann, N., 1989: *Individuum, Individualität, Individualismus*. S. 149–258 in: ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik Bd. III*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1997: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 2000: *Die Politik der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 2010: *Politische Soziologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luttwak, E.N., 1994: Where are the Great Powers? *At Home with the Kids. Foreign Affairs* 73, 4: 23–28.
- Mahoney, J., 2004: Revisiting General Theory in Historical Sociology. *Social Forces* 83: 459–489.
- Malesevic, S., 2010: *The Sociology of War and Violence*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Malinowski, B., 1941: War – Past, Present, and Future. S. 21–31 in: J.D. Clarkson & T.C. Cochran (Hrsg.), *War as a Social Institution. The Historian's Perspective*. New York: Columbia University Press.
- Mann, M., 1984: Capitalism and Militarism. S. 25–46 in: M. Shaw (Hrsg.), *War, State and Society*. New York: Macmillan.
- Mann, M., 1987a: *Nations and Social Theory: Into Battle with Classes, Nations and States*. S. 54–72 in: C. Creighton & M. Shaw (Hrsg.), *The Sociology of War and Peace*. Dobbs Ferry: Sheridan House.
- Mann, M., 1987b: *The Roots and Contradictions of Modern Militarism*. *New Left Review* 162: 35–50.
- Matuszek, K.C., 2007: *Der Krieg als autopoeitisches System. Die Kriege der Gegenwart und Niklas Luhmanns Systemtheorie*. Wiesbaden: VS.
- Mayer, A.J. & T.F. Hoult, 1955: *Social Stratification and Combat Survival*. *Social Forces* 34: 155–159.
- Merton, R.K. & A.S. Kitt, 1950: Contributions to the Theory of Reference Group Behavior. S. 40–105 in: R.K. Merton & P.F. Lazarsfeld (Hrsg.), *Continuities in*

- Social Research. Studies in the Scope and Method of „The American Soldier“. Glencoe: Free Press.
- Mockaitis, T.R., 2004: Civil-Military Cooperation in Peace Operations: The Case of Kosovo. Carlisle: Strategic Studies Institute.
- Mommsen, W.J., 1988: The Social Consequences of World War I: The Case of Germany. S. 25–44 in: A. Marwick (Hrsg.), *Total War and Social Change*. London: Macmillan.
- Moskos, C.C., 1968: Eigeninteressen, Primärgruppen und Ideologie. Eine Untersuchung der Kampfmotivation amerikanischer Truppen in Vietnam. S. 199–220 in: R. König (Hrsg.), *Beiträge zur Militärsoziologie*. Sonderheft 12 der KZfSS. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Moskos, C.C. (1977): From Institution to Occupation, in: *Armed Forces and Society* 4, S. 41–50.
- Moskos, C.C. & F.R. Wood (Hrsg.), 1988: *The Military: More Than Just a Job?* Washington: Pergamon-Brassey's.
- Münkler, H., 1992: *Gewalt und Ordnung. Das Bild des Krieges im politischen Denken*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Münkler, H., 1999: *Den Krieg wieder denken. Clausewitz, Kosovo und die Kriege des 21. Jahrhunderts*. *Blätter für deutsche und internationale Politik* 44: 678–688.
- Münkler, H., 2001: *Krieg und Politik am Beginn des 21. Jahrhunderts*. S. 16–43 in: K.P. Liessman (Hrsg.), *Der Vater aller Dinge. Nachdenken über den Krieg*. Wien: Zsolnay.
- Münkler, H., 2002: *Über den Krieg. Stationen der Kriegsgeschichte im Spiegel ihrer theoretischen Reflexion*. Weilerswist: Velbrück.
- Münkler, H., 2004: *Die Neuen Kriege*. Hamburg: Rowohlt.
- Münkler, H., 2006: *Der Wandel des Krieges. Von der Symmetrie zur Asymmetrie*. 2. Aufl. Weilerswist: Velbrück.
- Nadel, S.F. (1957). *The Theory of Social Structure*. London: Cohen & West.
- Osiel, M.J., 1999: *Obeying Orders. Atrocity, Military Discipline and the Law of War*. New Brunswick: Transaction.
- Pokora, T., 1978: *China*. S. 191–212 in: H.J.M. Claessen & P. Skalnik (Hrsg.), *The Early State*. Den Hague: Mouton.
- Ralston, D.B., 1990: *Importing the European Army. The Introduction of European Military Techniques and Institutions into the Extra-European World, 1600–1914*. Chicago: University of Chicago Press.
- Rapoport, A., 1990: *Ursprünge der Gewalt. Ansätze der Konfliktforschung*. Darmstadt: Darmstädter Blätter.
- Ricks, T., 1997: *The Widening Gap between the Military and Society*. *Atlantic Monthly*, Juli 1997: 66–78.
- Roxborough, I., 2003: *The Ghost of Vietnam: America Confronts the New World Disorder*. S. 346–384 in: D.E. Davis & A.W. Pereira (Hrsg.), *Irregular Armed Forces and Their Role in Politics and State Formation*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Russett, B.M., 1967: *Pearl Harbor: Deterrence Theory and Decision Theory*. *Journal of Peace Research* 4: 89–106.
- Schlichte, K., 2006: *Neue Kriege oder alte Thesen? Wirklichkeit und Repräsentation kriegerischer Gewalt in der Politikwissenschaft*. S. 111–132 in: A. Geis (Hrsg.), *Den Krieg überdenken. Kriegsbegriffe und Kriegstheorien in der Kontroverse*. Baden-Baden: Nomos.
- Schmidtchen, V., 1987: *Aspekte des Strukturwandels im europäischen Kriegswesen des späten Mittelalters und ihre Ursachen*. S. 445–467 in: F. Seibt & W. Eberhard (Hrsg.), *Europa 1500. Integrationsprozesse im Widerstreit: Staaten, Regionen, Personenverbände, Christenheit*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schubert, V., 2001: *Militär als soziales System. Eine systemtheoretische Analyse*. Diplomarbeit an der Universität der Bundeswehr München.
- Segal, M.W., 1988: *The Military and the Family as Greedy Institutions*. S. 79–97 in: C.C. Moskos & F.R. Wood (Hrsg.), *The Military: More Than Just a Job?* Washington D.C.: Pergamon-Brassey's.
- Segal, M.W., 1994: *Toward a Theory of Women in the Armed Forces: Applications to the Future*. S. 347–368 in: J. Kuhlmann & D.R. Segal (Hrsg.), *Armed Forces at the Dawn of the Third Millennium*. München: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.
- Senghaas, D., 1969: *Abschreckung und Frieden. Studien zur Kritik organisierter Friedlosigkeit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Shaw, M., 1984: *Introduction: War and Social Theory*. S. 1–22 in: ders. (Hrsg.), *War, State and Society*. New York: Macmillan.
- Shaw, M., 1987: *The Rise and Fall of the Military-Democratic State: Britain 1940–85*. S. 143–158 in: C. Creighton & M. Shaw (Hrsg.), *The Sociology of War and Peace*. Dobbs Ferry: Sheridan House.
- Shaw, M., 1988: *Dialectics of War. An Essay in the Social Theory of Total War and Peace*. London: Unwin.
- Shaw, M., 1991: *Post-Military Society. Militarism, Demilitarization and War at the End of the Twentieth Century*. Philadelphia: Polity.
- Shaw, M., 2005: *The New Western Way of War*. Cambridge: Polity.
- Shaw, M., 2006: „Risikotransfer-Militarismus“ und die Relegitimierung des Krieges in der Weltgesellschaft. S. 151–174 in: T. Bonacker & C. Weller (Hrsg.), *Konflikte der Weltgesellschaft. Akteure – Strukturen – Dynamiken*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Shemella, P., 2006: *The Spectrum of Roles and Missions of the Armed Forces*. S. 122–142 in: T.C. Bruneau & S.D. Tollefson (Hrsg.), *Who Guards the Guardians and How. Democratic Civil-Military Relations*. Austin: University of Texas Press.
- Sikora, M., 2002: *Der Söldner*. S. 114–135 in: E. Horn (Hrsg.), *Grenzverletzer. Von Schmugglern, Spionen und anderen subversiven Gestalten*. Berlin: Kadmos.
- Simmel, G., 1992 [1908]: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Ausgabe Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Singer, P.W., 2003: *Corporate Warriors. The Rise of the Privatized Military Industry*. Ithaca: Cornell University Press.

- Siverts, H., 1975: Jívaro Head Hunters in a Headless Time. S. 663–674 in: M.A. Nettleship, R. Dale Givens & A. Nettleship (Hrsg.), *War, Its Causes and Correlates*. Den Haag: Mouton.
- Speier, H., 1939: *Morale and Propaganda*. S. 299–326 in: H. Speier & A. Kähler (Hrsg.), *War in Our Time*. New York: Norton.
- Speier, H., 1952: *Social Order and the Risks of War*. New York: G.W. Stewart.
- Spreen, D., 2008: *Krieg und Gesellschaft. Die Konstitutionsfunktion des Krieges für moderne Gesellschaften*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Stichweh, R., 1988: *Inklusion in Funktionssysteme der modernen Gesellschaft*. S. 261–293 in: R. Mayntz, B. Rosewitz, U. Schimank & R. Stichweh, *Differenzierung und Verselbständigung. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Stouffer, S. et al., 1949a: *The American Soldier. Volume II: Combat and its Aftermath*. Princeton: Princeton University Press.
- Stouffer, S. et al., 1949b: *The American Soldier. Volume I: Adjustment during Army Life*. Princeton: Princeton University Press.
- Strachan, H., 1997: *Militär, Empire und Civil Society: Großbritannien im 19. Jahrhundert*. S. 78–93 in: U. Frevert (Hrsg.), *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Tilly, C., 1975: *Reflections on the History of European State-Making*. S. 3–83 in: ders. (Hrsg.), *The Formation of National States in Western Europe*. Princeton: Princeton University Press.
- Tilly, C., 1985: *War Making and State Making as Organized Crime*. S. 169–191 in: P.B. Evans, D. Rueschemeyer & T. Skocpol (Hrsg.), *Bringing the State Back In*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Tilly, C., 1990: *Coercion, Capital, and European States, AD 990–1990*. Oxford: Blackwell.
- Tremblay, A.K., 1995: *Das Militär als System der Gesellschaft*. S. 18–26, in: U. Hartmann & C. Waltherr (Hrsg.), *Der Soldat in einer Welt im Wandel*. München: Olzog.
- Trotha, T. von, 1987: *Distanz und Nähe. Über Politik, Recht und Gesellschaft zwischen Selbsthilfe und Gewaltmonopol*. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Turney-High, H.H., 1949: *Primitive War. Its Practice and Concepts*. Columbia: University of South Carolina Press.
- van Creveld, M., 1998: *Die Zukunft des Krieges*. München: Gerling.
- van Doorn, J., 1965: *Militärische und industrielle Organisation. Ein soziologischer Vergleich*. S. 276–300 in: J. Matthes (Hrsg.), *Soziologie und Gesellschaft in den Niederlanden*. Neuwied: Luchterhand.
- Weber, M., 2001 [1910]: *Politische Gemeinschaften*. S. 200–217 in *Wirtschaft und Gesellschaft. Die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte. Nachlaß, Teilband 1: Gemeinschaften*, Tübingen: Mohr.
- Wimmer, H., 1996: *Evolution der Politik. Von der Stammesgesellschaft zur modernen Demokratie*. Wien: WUV.
- Wright, Q., 1968: *The Study of War*. S. 453–468 in: D.S. Sills (Hrsg.), *International Encyclopedia of the Social Sciences Bd. 16*. New York: MacMillan.

Autorenvorstellung

Barbara Kuchler, geb. 1974 in Regen. Studium der Soziologie und Philosophie in München und Berlin, Promotion 2012 in Bielefeld. 2002–2006 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Mainz, seit 2006 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Bielefeld.

Forschungsschwerpunkte: Gesellschaftstheorie, Systemtheorie, Soziologie des Krieges, Soziologie der Finanzmärkte.

Wichtigste Publikationen: *Kriege. Eine Gesellschaftstheorie gewaltsamer Konflikte*, Frankfurt a.M. 2013; *Soziologie der Liebe. Romantische Beziehungen in theoretischer Perspektive* (hrsg. zusammen mit Stefan Behr), Frankfurt a.M. 2014; zuletzt in dieser Zeitschrift: Bourdieu und Luhmann über den Wohlfahrtsstaat. Die Autonomie gesellschaftlicher Teilbereiche und die Asymmetrie der Gesellschaftstheorie, *ZfS* 35, 2006: 5–23.